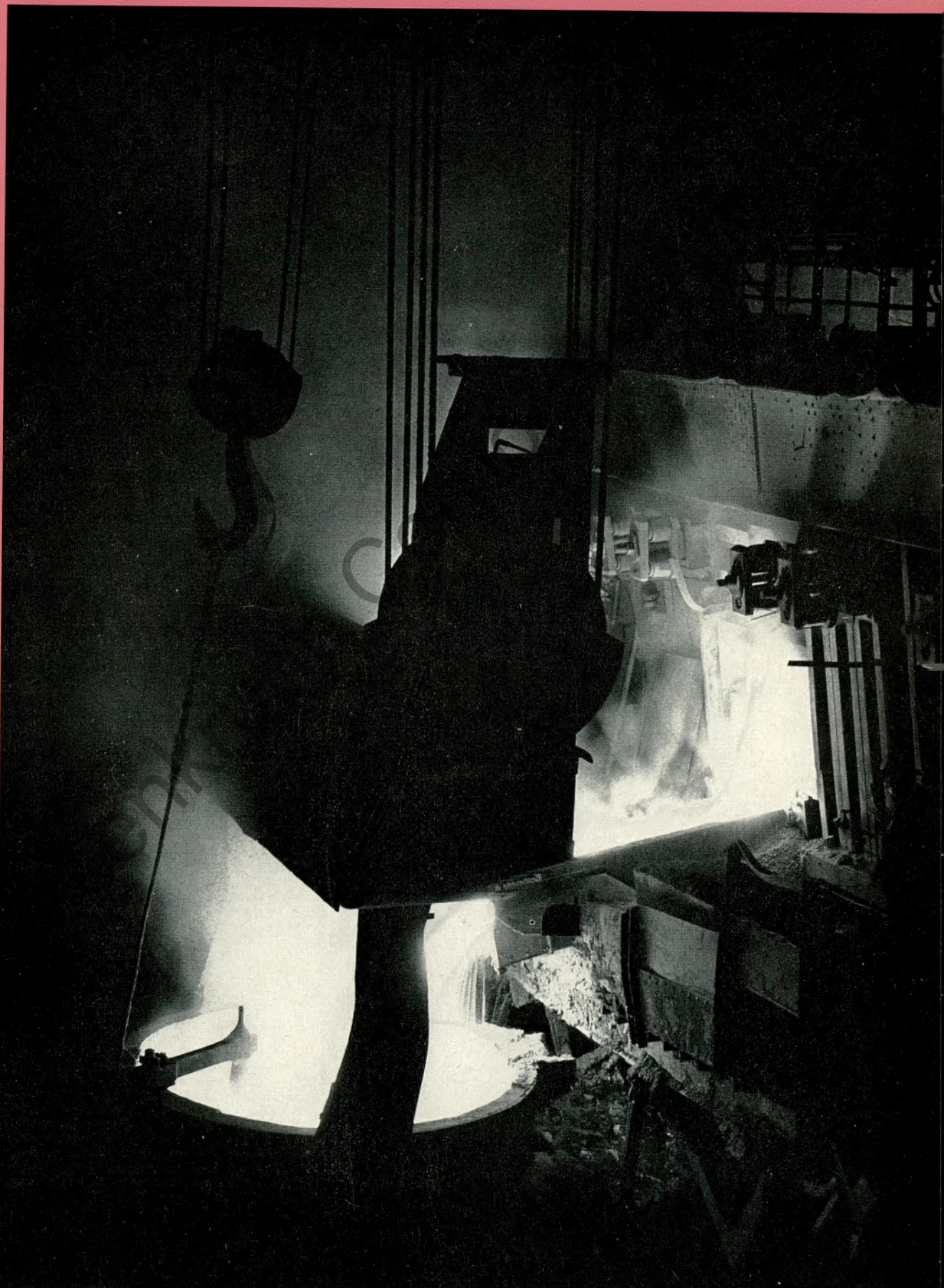


WESTFALENHÜTTE



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der
Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund
10. Jahrgang - Nr. 6 - Juni 1958

Unsere Bilder:

Titelbild: Abfüllen

2. Umschlagseite: Ruhrkumpel

Aus dem Inhalt:

Gerüchte
Sachwerte —
ein Privileg der Unternehmer?
Herrschaft der Technokraten
Technische Neuerungen
Koordinierung
Betriebliche Sozialarbeit
Unsere Steuern
So ist es in Amerika
Sie machten sich verdient
Sie wurden freigesprochen
Beruf — Steckenpferd
Segelklub Westfalen
Unsere offene Tür
Was kostet dein Kraftfahrzeug?
Passe auf dich selber auf
Bakterien lösen Monatskarten
Gute Schnappschüsse
Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Das interessiert die Frau
Die Arbeit der Frau
„50 Jahre“
So steht es um unsere Krankenkasse
Falschspiel II. Teil
Norge
Am Rande des Reviers
Götz von Berlichingen
Unser Rätsel
Hüttenkieber

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 20 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.
Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen



Das gilt für alle Zeiten und Gelegenheiten, das gilt besonders in — sagen wir einmal — „etwas ungeklärten“ Zeiten, in denen konjunkturpolitische Schwankungen eintreten, die bis in die Betriebe hineinstrahlen.

Gerade in solchen Zeiten ist es so, daß notorische Unruhestifter — sie brauchen nicht einmal in böswilliger Absicht zu handeln, trotzdem es auch sicherlich Böswillige unter ihnen gibt — eine Freude daran haben und vielleicht eine gewisse Absicht damit verquicken, falsche Gerüchte aufzubringen und in der Öffentlichkeit zu verbreiten, die dazu geeignet sind, Unruhe unter der Mitarbeiterschaft und ihren Familien zu erzeugen und dem Werk schwer schaden.

Glaubt deshalb nicht alles, was man euch sagt und zuflüstert. Erkundigt euch bei euren Vorgesetzten und beim Betriebsrat. Sie werden euch bei jeder Frage und Lage den wahren Sachverhalt sagen.

Wir alle haben alles Interesse daran, weiterhin Hand in Hand und vertrauensvoll zusammenzuarbeiten. Wir haben eine gewaltige Aufbauarbeit hinter uns. Wir werden auch die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft zu meistern wissen.

**FALSCH
GERÜCHTE
WERDEN
IMMER
GRÖßER**

*Glaubt nicht alles, was Ihr hört.
Überlegt, bevor Ihr etwas weitersagt!*

Sachwerte – ein Privileg der Unternehmer?

Die Redaktion betrachtet es mit als ihre Aufgabe, zur Meinungsbildung beizutragen. Deshalb bringen wir nachstehend mit Erlaubnis des Verfassers und Verlages (Junge Wirtschaft, Zeitschrift für fortschrittliches Unternehmertum) folgenden Beitrag von Walter Moheim:

Die Vermögensbildung in privater Hand nimmt zwar laufend zu, ist aber noch immer unbefriedigend. Sie muß daher noch mehr gefördert werden. Hierbei gilt es vor allen Dingen, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß der einzelne mehr Sachvermögen bildet als bisher.

Der Unternehmer bereichert sich über die Selbstfinanzierung mit Sachwerten, während die Masse der Bevölkerung bestenfalls in nominellen Werten (Kontensparen, Bausparen, Lebensversicherung und Wertpapieren) sparen kann, also in Titeln, die weitgehend vom Kaufkraftschwund bedroht sind. Diese überspitzte Gegenüberstellung vergiftet die an sich berechtigte Diskussion darüber, wie die Vermögensbildung in privater Hand zu Lasten der betrieblichen und öffentlichen Überschüsse verbessert werden kann.

Die statistischen Zahlen

scheinen diese flammende Ungerechtigkeit zu bestätigen. Nach den Ermittlungen der Bundesbank betrugen 1956 die Ersparnisse der privaten Haushalte 6,9 Milliarden DM oder 20,6 Prozent, die nichtentnommenen Gewinne der Unternehmen 10,8 Milliarden DM oder 32,1 Prozent, die Überschüsse der öffentlichen Haushalte 16,3 Milliarden DM oder 48,6 Prozent.

In einer anderen Statistik, in der die Vermögensbildung der drei Bereiche aufgegliedert wird, klafft in der Rubrik „Sachvermögensbildung der privaten Haushalte“ ein weißes Feld, dagegen weisen die Unternehmen und öffentlichen Haushalte stattliche Zahlen auf. Die privaten Haushalte erscheinen nach diesen Aufstellungen nur an der Geldvermögensbildung beteiligt.

Bedauerlicherweise haben die Berechnungen über die Sachvermögensbildung und die

Ersparnisse in den privaten Haushaltungen

einige Lücken. Es fehlen nicht nur Angaben über den Erwerb von langlebigen Konsumgütern, sondern auch über die privaten Investitionen in Wohnungen und im Bau von Eigenheimen. In einer volkswirtschaftlichen Vermögensrechnung ist diese Unvollkommenheit erklärlich und auch vertretbar. Langlebige Konsumgüter, wie Kraftwagen, Kühlschränke und Möbel, gelten volkswirtschaftlich nicht als Investitionen, das heißt nicht als produktives Sachvermögen, sondern als Konsum, weil sie sich — wenn auch nur in vielen Jahren — abnutzen und aufzehren. Bei den privaten Wohnungsbauten und Eigenheimen handelt es sich

dagegen zwar um echte Investitionen, jedoch fehlt in unseren Statistiken bisher eine Unterscheidung zwischen privaten Neuinvestitionen im Wohnungsbau und solchen, die von Wirtschaftsunternehmen vorgenommen werden. Der Arbeiter, der sich ein Eigenheim baut, gilt also in diesen Aufstellungen — und sicher ist dies nicht unbegründet — als Unternehmer. Der Wert seines Hauses ist nicht in der Rubrik „Private Haushalte“, sondern in der — als kapitalistisch beargwöhnten — Position „Vermögensbildung der Unternehmen“ enthalten.

Die gewollten und ungewollten

Mißverständnisse

entstehen nun in dem Augenblick, in dem diese einwandfreien und sinnvollen volkswirtschaftlichen Daten unter politischen und ethischen Gesichtspunkten ausgewertet werden. Der Begriff des Eigentums umfaßt nämlich mehr als das volkswirtschaftlich relevante Sach- und Geldvermögen. Im allgemeinen Sprachgebrauch gehören zum privaten Eigentum durchaus die Wohnungseinrichtung, der Teppich, die goldene Uhr — ebenso wie natürlich eine Münze oder ein Stückchen Gold —, das Motorrad oder Auto und, nicht zu vergessen, das Geld im Strumpf. Der jährliche Zuwachs an allen diesen Werten fehlt aber in der volkswirtschaftlichen Statistik über die Sachvermögensbildung der privaten Haushalte. Wie groß dieser Posten ist, mag hier dahingestellt bleiben. Wichtig in dieser Betrachtung erscheint aber, daß es sich — mit Ausnahme des Strumpfgeldes — um Sachwerte handelt, die dem Erwerber auch einen entsprechenden Besitzerstolz vermitteln.

Noch gefährlicher wirkt sich aber in der politischen und weltanschaulichen Diskussion die Unvollkommenheit in der Wohnungsbaustatistik aus. Vielleicht liegt hier sogar eine Ursache für die Psychose, der Nichtunternehmer sei bisher von jeder Bildung von Sachvermögen ausgeschlossen und müsse nun schleunigst und um jeden Preis über

Sozialkapital oder Volksaktien

an Sachwerten, insbesondere Produktionsmitteln, beteiligt werden.

Das Stockwerkseigentum, das Wohnhaus und das Eigenheim, die von Privatpersonen geschaffen werden, gehören auch nach strengen volkswirtschaftlichen Grundsätzen zur Sachvermögensbildung. Diese Werte sind in der Statistik der Notenbank unter der Position „Nettoinvestitionen der Unternehmen im Wohnungsbau“ enthalten, die für 1956 mit 8,7 Milliarden DM errechnet ist. Mangels ausreichender Unterlagen verzichtet die Notenbank darauf, den Anteil der privaten Bauherren in diesem Betrag zu schätzen. Einen Anhalt gibt vielleicht die Tatsache, daß allein die Bausparkassen 1956 rund 1,9 Milliarden DM an angesparten Beträgen und Hypotheken auszahlten.

Nicht so offenbar ist eine andere Tatsache, auf der die Statistik der Notenbank über die

Vermögensbildung

beruht. Es geht hier um den gewaltig aufgeblähten Sektor „Überschüsse der öffentlichen Haushalte“. Man könnte auf den ersten Blick meinen, daß diese Beträge in Form von Steuern aus den Angehörigen der anderen Bereiche, also der privaten Haushalte und der Unternehmen, herausgepreßt wurden, um einen Juliusturm anzulegen oder neue staatliche Wirtschaftsunternehmen zu gründen. Tatsächlich entfällt aber ein sehr großer Teil dieser öffentlichen Vermögensbildung auf die staatliche Wohnungsbauförderung. Es handelt sich hierbei um Darlehensforderungen des Staates gegen Privatpersonen und Unternehmen. Der Staat hat diese Gelder zwar durch Steuern erhoben und somit sein Vermögen vergrößert, er hat dafür aber Darlehen zu Konditionen gewährt, die den effektiven Vermögenszuwachs problematisch erscheinen lassen.

Bekanntlich haben bei der

Finanzierung von Neubauten

die sogenannten „nachrangigen Darlehen“ aus allgemeinen öffentlichen Mitteln und zahlreichen öffentlichen Fonds eine wesentliche Bedeutung. Diese Darlehen, die in vielen Fällen den Wohnungsbau erst rentabel machen, werden geringverzinslich oder gar zinslos gewährt und sind mit 1 bis 2 Prozent p. a. zu tilgen. Die „nachrangigen Darlehen“ sind also zwar für den Bauherrn eine Schuld, aber eine Verpflichtung, die nur wenig drückt. Die zinslose Nutzung des Darlehens gewährt ihm einen Vermögensvorteil, der sich im Lauf der Jahre in einer Vermögensbildung niederschlägt. Wenn man die Kosten einer Wohnung in einem Mehrfamilienhaus heute mit 20 000 DM annimmt und der Richtsatz für öffentliche Darlehen bei 7000 DM je Wohnung liegt, wird der Umfang des Vermögensvorteils deutlich.

Jeder Wirtschaftsbetrieb

wird nun eine zinslose Forderung, die in fünfzig oder gar erst in hundert Jahren zurückgezahlt wird, abzinsen und zum Zeitwert bilanzieren. Anders der Staat, der in seinen Vermögensaufstellungen den Nominalwert ausweist, unabhängig von der Laufzeit und wie gering die Verzinsung vereinbart ist. Man spricht daher wohl nicht zu Unrecht davon, daß die öffentliche Hand mit den Milliardenforderungen, die im Lauf der letzten Jahre als öffentliche Wohnbaurdarlehen gewährt wurden, betriebswirtschaftlich ein Scheinvermögen ausweist. Nur zögernd wird diese Tatsache eingestanden, indem den Bauherren in gewissem Umfang die Möglichkeit eingeräumt wird, die öffentlichen Darlehen mit einem ermäßigten Ablösungsbetrag vorzeitig zurückzuzahlen. An der Differenz zwischen Nominalbetrag und Ablösungsbetrag läßt sich etwa die effektive private Vermögensbildung für den Bauherrn ablesen.

Es wäre unfair, zu behaupten, die „Überschüsse der öffentlichen Haushalte“ seien um einen stark dubiosen Posten aufgebläht. Der Staat hat diese Darlehen nicht etwa leichtfertig zum Fenster hinausgeworfen. Es handelte sich um eine besondere Form der Subven-

tionierung des Wohnungsbaus. Ob es — wie beabsichtigt aus pädagogischen Gründen — richtig war, hierfür die Form des Darlehens zu wählen, wird die Zukunft lehren. Für

die aktuelle Frage

nach dem tatsächlichen Umfang der privaten Eigentumsbildung kann und muß aber von den Überschüssen der öffentlichen Haushalte ein nicht unwesentlicher Abstrich gemacht werden. Diese Minderung bei den öffentlichen Haushalten muß sich dann in einem Zuwachs bei den privaten Haushalten niederschlagen.

Zusammenfassend läßt sich daher feststellen, daß die volkswirtschaftliche Statistik der Vermögensbildung nicht alles erfaßt, was von der Bevölkerung subjektiv als Eigentumszuwachs empfunden wird. Bedauerlich ist hierbei vor allem, daß sich die stärksten Verzerrungen auf dem Gebiet ergeben, das nach dem Geldsparen die typischste und verbreitetste Form der privaten Eigentumsbildung darstellt. Die Siedlung, das Eigenheim, das Mietwohnhaus und auch das Stockwerkeigentum sind die für eine breite Schicht, insbesondere für Arbeitnehmer, erstrebenswerten und erreichbaren Besitz- und Eigentumswerte. Der Zuwachs gerade in diesem Bereich verdiente größere Beachtung. Er ist nicht so unbedeutend, wie man aus der Tatsache vermuten könnte, daß der Wohnungsbau heute überwiegend mit Fremdmitteln finanziert wird. Auch wenn die eigenen Mittel im Zeitpunkt der Fertigstellung nur 15 bis 20 Prozent des Bauwertes betragen, so wächst doch der Eigentümer verhältnismäßig schnell in das Eigentum hinein. Dies nicht nur auf Grund der eigenen Tilgung, sondern mehr noch durch die Vorteile der zinslosen betrieblichen 7c-Darlehen, der Sonderabschreibungen und der zinsverbilligten oder zinslosen öffentlichen Darlehen.

Durch diese mehr wirtschaftspolitischen Überlegungen zu den nüchternen Zahlen der volkswirtschaftlichen Statistik soll und kann die Tatsache nicht aus der Welt geschafft werden, daß die

Vermögensbildung in privater Hand unbefriedigend

ist und verbessert werden muß. Unstreitig sollte vor allem die Möglichkeit für den einzelnen, Sachvermögen zu bilden, erweitert werden.

Auch auf dem hierfür besonders geeigneten Gebiet des Wohnungsbaues hat die Förderung des Eigenheimbaues erst in den letzten Jahren eingesetzt, während vorher zu stark die genossenschaftlichen und in öffentlichem Besitz befindlichen Wohnungsgesellschaften berücksichtigt wurden. Es ist aber nicht etwa so, daß die Privatpersonen, insbesondere Arbeitnehmer, bisher systematisch von der Vermögensbildung ausgeschlossen waren oder der Zuwachs etwa planmäßig in die anderen Bereiche geleitet wurde. Eine gewisse Vernachlässigung der privaten Vermögensbildung nach dem Krieg war durch die allgemeine Wirtschaftssituation bedingt. Es war wichtiger, daß überhaupt aufgebaut wurde, als daß man sich mit theoretischen Überlegungen aufhielt, wer aufbauen soll. Jetzt, nach der ersten Aufbauphase, ist es allerdings an der Zeit, die bestehenden Chancen des einzelnen zu verbessern, Besitz und Eigentum zu erwerben.

Herrschaft der Technokraten?

Die einen erwarten alles Heil von der Technik, die anderen befürchten alles Unheil. Beide, die Erwartenden und Befürchtenden, vergessen dabei, daß die Technik das ist und wird, was Menschen im Guten und Bösen aus ihr machen, und daß die sogenannten Technokraten, die sich der Technik verschreiben, sie gestalten und beherrschen, ebenfalls Menschen sind, die den Gesetzen der Gesellschaftsordnung und der Menschlichkeit unterliegen. Sie haben keine Gesetzmäßigkeit für sich.

Die technische Entwicklung hat in den letzten Jahrzehnten einen geradezu stürmischen Verlauf genommen, der weiterhin anhält und Möglichkeiten eröffnet, wie keine Zeit vormem.

Dabei sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Sie bewegt sich vielfach in den Vorstellungen, daß ein Geschlecht technischer Titanen heranwächst, das schließlich die Erde und das Weltall beherrschen wird und seine gewaltigen technischen Erfindungen nicht mehr dem allgemeinen Wohl, sondern der eigenen bevorzugten, technisch-intellektuellen Schicht zukommen läßt.

Das wäre also die Perfektion der Technik, die Herrschaft der Technokraten, der Mächte, die über die technischen Mittel und Geheimnisse verfügen. Es gibt noch eine andere ebenso phantastische, ebenso abwegige Version, die von dem technischen Schlaraffia träumt, dem goldenen Überfluß an Nahrungs- und Genußmitteln, Wirtschaftsgütern aller Art, die der Annehmlichkeit, der Unterhaltung, der Zerstreuung, dem Wohlbefinden dienen.

Die Automation bringt diesen Strom irdischen Glücks und aller Seligkeiten hervor, und die Atomenergie sorgt dafür, daß zu den unerschöpflichen geistigen Kräften die mechanischen treten. Dann wird das Zeitalter der technischen Vollkommenheit sein und kein Ende nehmen, solange Menschen auf Erden sind und der Planet Erde im Weltall seine Herrschaft, die Herrschaft der Technokraten, ausübt.

Es ist verdienstvoll und wird vor Enttäuschungen bewahren,

von der Phantasie zur Wirklichkeit

zu der technischen Möglichkeit zurückzuführen, die zwischen Furcht und Hoffnung einen sinnvollen und vernünftigen Ausgleich schafft. Denn die Technik ist stets und zu allen Zeiten Dienerin des Menschen gewesen. Sie war niemals Herr des Menschen und erst recht nicht einer Menschengruppe untertan. Es liegt in ihrem Wesen, daß viele an ihrem Fortschritt arbeiten und alle an ihm teilhaben.

Die Zeit der technischen Monopole ist vorübergerauscht, bevor sie zur Auswirkung gekommen ist! Wie sieht es, nach den bisherigen Erfahrungen, mit der sozialen Auswirkung der Automation aus? Ist sie tatsächlich für den erwerbstätigen Menschen eine Bedrohung seiner Existenz, und wird sie in ihrer weiteren, unaufhaltsamen Steigerung erhebliche Menschenkräfte und Menschenköpfe — schaffende Hände und denkende Hirne — überflüssig machen und zu einer Massenarbeitslosigkeit — gleichbedeutend mit Massenelend — führen?

Schon in diesen Fragen, die immer wieder laut werden, stecken mancherlei Denkfehler. Durch die Automation werden die hierfür geeigneten Konsum- und Investitionsgüter in immer größeren Mengen hergestellt. Eine ausgesprochene Massenfertigung wäre jedoch sinnlos, wenn sie nicht laufend und ohne große Lagerhaltung abgesetzt wird. Mit anderen Worten und auf einen kurzen Nenner gebracht: Massenproduktion und Massenarbeitslosigkeit sind unvereinbar!

Zum anderen: Man sollte sich über den Umfang und das Ausmaß der Automation

keinen übertriebenen Vorstellungen

hingeben. Auch in dieser Hinsicht ist die befürchtete Herrschaft der Technokraten nicht sehr aussichtsreich, zumal für Investitionsgüter, Maschinen, Geräte, Werkzeuge, Vorrichtungen usw. Die unerlässliche Voraussetzung zur Automation, zur automatisierten Produktion ist der Abschluß der technischen Entwicklung. Wo und für welche Güter ist dieser Abschluß erreicht?

Wie werden in 30 oder 50 Jahren Kraftfahrzeuge, Elektrogeräte, Fernseher, aber auch Büromaschinen, Werkzeugmaschinen, optische und feinmechanische Instrumente und Apparate aussehen, welchen Leistungsstand werden sie erreichen, und wann wird der Leistungsstand zum Höchststand werden? Niemand kann auf diese Fragen, die für den riesigen materiellen und technischen Aufwand der Automation entscheidend sind, zutreffende Antworten geben. Ähnlich ist es auf vielen weiteren Wirtschaftsebenen, ob es sich um Möbel oder Bekleidung handelt. Der Mensch benötigt nicht Verbrauchsgüter allein, er stellt auch, und berechtigterweise, immer höhere, immer weiterreichende Ansprüche an seine Existenzsicherung, sein Unterhaltungsbedürfnis, seine Fortbildung, sein Wohlbefinden.

Er will

nicht nur modern leben

sondern in und mit seiner Umwelt immer moderner werden! Tatsachenberichte über die Automation und ihre wirtschaftlichen Auswirkungen sagen aus, daß sie zweifellos der gesamten Entwicklung der Wirtschaft und des Wirtschaftslebens kräftige Impulse zu geben vermag, aber das Wirtschaftsgeschehen keineswegs, wie manche Phantasten glauben, dramatisiert.

Es war schon gesagt und sei erneut betont, daß von der Automatisierung, von der selbständigen maschinellen

Durchführung zusammenhängender Arbeitsverfahren in der industriellen Produktion und Verwaltung, nur ein bestimmter, wohl nur der weitaus kleinere Teil des Volumens erfaßt wird und erfaßt werden kann. Die übrige industrielle Produktion wird zwar vollkommen durchrationalisiert (Ratio bedeutet Sinn, Verstand und Vernunft!) und technisiert, aber nicht automatisiert sein. Neben dem Techniker (der nicht Technokrat, also Herr der Geheimnisse ist) wird auch und gerade der Verwaltungsmann, der Kaufmann, der Werbefachmann, der Schulungsmann, der Exporteur, der Importeur, der Spediteur, der Wissenschaftler, ebenso wie der Wirtschaftler, der Künstler und Handwerker in der Wirtschaft wie bisher viele sinnvolle und lohnende Aufgaben haben.

Existenzbedrohung unmöglich

Eine Existenzbedrohung ist auch für den schaffenden Menschen in der Produktion unmöglich. Mehrerzeugung führt stets zu Mehrbedarf, und jede Massenproduktion bindet steigende Kräfte zu ihrer Verteilung. Der Ausdruck Technokraten soll möglicherweise die Männer der Technik treffen und herabsetzen, die sich für die Durchführung der Automation und der Atomenergie im Hinblick auf die wachsenden Menschenmassen und ihre Lebensbedürfnisse einsetzen und verantwortlich sind.

Dabei wird geflissentlich übersehen, daß die Verwaltung ausnahmslos weit hinter der Technisierung der Produktion zurückgeblieben ist. Das gilt auch für die industrielle Verwaltung, die doch eigentlich mit dem Fortschreiten der Produktion gleichziehen müßte. Das ist nicht der Fall! Hier könnte sich, sehr zu ihrem Vorteil, die Herrschaft der Technik — nicht die der Technokraten! — mehr auswirken.

Die industrielle Verwaltung

nimmt im Rahmen der modernen Betriebswirtschaft einen breiten Raum ein. Sie behandelt und ordnet nicht nur alles Geschäftliche, den Einkauf, die Werbung und den Verkauf, sondern ist natürlich zuständig für die Kapitalausstattung des Unternehmens, für die Sozialbetreuung der Angestellten und Arbeiter, für die vollständige Organisation der Arbeit und des Materialdurchlaufs. Sie hat die dazu erforderlichen Berechnungen und Buchungen durchzuführen, die Mengen und Maße zu überwachen und in Zahlen auszudrücken, Export- und Importfragen zu behandeln, den Kontakt mit der Kundschaft zu pflegen, die Märkte zu beobachten und zu erforschen, neue Geschäftsverbindungen zu suchen, die Steuergesetze zu erfüllen und was sonst noch alles in oft mühevoller Kleinarbeit zu erledigen ist.

Dabei wird die Automation der Verwaltung große Arbeitserleichterungen bieten und den Umfang ihrer geschäftsmäßigen Routinearbeit ungeheuer steigern. Hier im Verwaltungssektor eines betrieblichen oder Handelsunternehmens wird sich die Herrschaft der automatisierten Technik besonders sinnvoll entwickeln können und schließlich mindestens 80 Prozent der anfallenden Arbeit übernehmen können. Der Mensch, der denkende, überlegende Mensch und nicht der Technokrat, wird dadurch seine Arbeitsleistung ohne Überbeanspruchung, ohne die Strapazierung seiner Geisteskraft, in mechanischer Verrichtung, überwachend und steuernd vervielfältigen und die Weiter- und Höherentwicklung der Produktion durch ihre graduelle Gleichstellung mit den Verwaltungsfragen ermöglichen.

Technische Neuerungen und Fortschritt im Urteil der Arbeiter

Von Dr. Jüres, Sozialforschungsstelle Dortmund

Eine Summe, die die Rockefeller-Stiftung den an der Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Sitz Dortmund, tätigen Herren Dres, Popitz, Bahrdt, Kesting, Jüres durch die Vermittlung von Prof. Jantke zur Verfügung stellte, sollte zu einer industriesoziologischen Untersuchung verwertet werden. Damit trat die Frage des Untersuchungszieles auf.

Die empirische soziologische Forschung hat zwei Formen ausgebildet. Die erste ist die Faktenerhebung bzw. Meinungsforschung. Die zweite ist die gesamtgesellschaftlich orientierte Fragestellung, für die wir uns entschieden. Wir entwickelten damit an einem konkreten, begrenzten Beispiel eine Fragestellung, die prinzipiell für alle Teile der Gesellschaft verwandt werden kann.

Wir demonstrierten sie an der Arbeiterschaft eines Hüttenwerks. Folgende Voraussetzung lag vor: Eine moderne Industriegesellschaft, einerseits nivelliert, andererseits pluralistisch, gekennzeichnet durch Kompliziertheit, Abstraktheit, Undurchsichtigkeit der Phänomene und Vorgänge.

Darin sind die Menschen — Formulierung von Gustave Thibon — gezwungen, „Meinungen und Gefühle gegenüber Realitäten auszubilden, die ihre normale intellektuelle und affektive Sphäre unendlich überschreiten“.

Um es verständlich zu machen: Im Bereich des Politischen ist der einzelne angewiesen auf Vermutungen, Spekulationen, Kombinationen. Er ist aber gezwungen, Entscheidungen zu fällen, deren Auswirkungen absolut faktisch sind.

Arnold Gehlen weist hierzu auf Hegel hin: Phänomen der Entfremdung — Hegel: „In zweierlei Welten das Bewußtsein haben.“

Auf diese doppelte Realität, die zudem durch Aufspaltung noch gesteigert wird, weisen auch Schelsky und Freyer hin. Die Aufspaltung geschieht durch eine Fülle von Ideologien und Sozialregionen, die entstanden sind aus der Bedeutung anderer Erfahrungen, als sie für die Beurteilung der heute vorhandenen Lage vorliegen.

Für den Arbeiter spitzt sich die Situation besonders zu. Sein „Meinen“ wird künstlich zum Prototyp der politischen Aktion gemacht.

Er erfährt dieses sein „Handeln“ allerdings durch Aufrufe, Zeitungen, Rundfunk, Reden und Programme.

Dabei kennt er sich in der Sphäre, in der er gehandelt haben soll, gar nicht aus; es entstehen Wirkungen, die er nicht abzuschätzen vermag; alles geschieht unter Voraus-

setzungen, über die er nicht informiert ist oder die er nicht unbedingt als die seinen wiedererkennt.

Ein Zustand des Agierens, über den der Arbeiter nur durch die Agitation unterrichtet ist.

Er erfährt also von seinem eigenen Tun und Lassen von dritter Stelle, ist ständig Objekt von Identifizierungen und soll die Identifizierung nachvollziehen — und in seine Welt einbauen.

Dabei wird er immer weiter in die Entfremdung hineingetrieben.

Anders ausgedrückt: Er macht Erfahrungen, die seinen Horizont überschreiten, Erfahrungen, die als solche nicht durchsichtig sind.

Mangelnde Information — Zwang zum Handeln

Dem Mangel an Informationen steht der Zwang zum Handeln gegenüber. Beispiele: Auswirkung von technischen Neuerungen, in größerem Rahmen die Einführung der Mitbestimmung und die vorhergehende Streikandrohung.

Darüber muß sich der Arbeiter — wie über andere Fälle auch alle anderen Menschen — ein Bild machen, wie Thibon und Gehlen sagen.

Hieraus ergibt sich das Problem des Gesellschaftsbildes, d. h. das Bild von der Gesamtgesellschaft, in der der Arbeiter lebt, und von der Rolle, die er in ihr spielt.

Für uns ergibt sich das Problem: Wie ist das Gesellschaftsbild zu erheben?

Zunächst durch Intensiv-Interview.

Seine Basis sind richtiggestellte Fragen, aus denen das Material der Vorstellungen zu gewinnen ist; Verzicht auf unfundierte Entscheidungen nach Muster der Meinungsforschung: Ja — Nein.

Weiter entscheidend ist die richtige Reihenfolge der Fragen. Durch detailliert ausgearbeitete Interviewer-Anweisung wird möglichst Einheitlichkeit im Frageschema erreicht.

Voraussetzungen: Intensiv-Beobachtungen und informative, informelle vorbereitende Gespräche.

Behandelte Komplexe im Fragebogen: Eigener Arbeitsvortrag, technische Neuerungen und Fortschritt der Technik, Mitbestimmung, wirtschaftliche und sozialpolitische Fragen wie das Verhältnis Arbeiter — Angestellte, Absatzkrise, Beruf der Kinder, Groß- oder Kleinbetrieb, Urlaub und einiges andere.

Auswahl der 600 Befragten war repräsentativ für ein Hüttenwerk.

Repräsentation einer Einheit ist jedoch nicht so wichtig wie die Repräsentanz der Fragestellung.

Diese ist nach unserer Auffassung gegeben, damit Anwendungsmöglichkeit der gewonnenen Ergebnisse unter Berücksichtigung der örtlichen Verschiedenheiten für alle Hütten.

In diesem Vortrag konzentrieren wir uns zur Erstellung des Gesellschaftsbildes auf das Material, das die Antworten zum Fragekomplex „Technische Neuerungen“ einerseits und „Fortschritt der Technik“ andererseits liefert.

Darstellung des gewonnenen Materials

Die Fragen nach dem technischen Fortschritt bedeuten, daß Anschauung und Erfahrung ins Spiel gebracht werden können, jedoch der Übergang zur Vorstellung schon sichtbar wird bei den schwierigsten Fragen.

Die miterlebten, gerade durchgeführten technischen Neuerungen werden insgesamt sehr positiv beurteilt. Dabei bedienen sich die Befragten dreier Ebenen, die sie teils einzeln beurteilen, teils in Zusammenhang bringen.

Es sind die Auswirkungen auf die eigene Arbeit, die Auswirkungen auf das Werksganze und sporadisch die Aus-

wirkungen auf die Allgemeinheit. Die erste Auswirkung wird von 43% positiv, die zweite von 31% positiv beurteilt.

Die Kritik ist beiläufig: Sie erwähnt vor allem mögliche, aber nicht ausgeführte Neuerungen, beanstandet die mangelnde Unterrichtung vor, während und nach der Einführung und weist darauf hin, daß die Anregungen der Arbeiter nicht genügend ausgewertet werden.

Im Gegensatz zu den konkreten technischen Neuerungen wird der technische Fortschritt erstaunlich weniger positiv beurteilt.

Nach ihm wurde mit drei Fragen gefragt:

Was halten Sie überhaupt vom technischen Fortschritt?
Wie kommt der technische Fortschritt zustande?
Was meinen Sie — wie sieht die Welt in 50 Jahren aus?

Die Arbeiter reagierten auf diese Ausdehnung des Stoffes durch klar erkennbare Horizontenerweiterung in ihren Antworten. 85% der Befragten beantworteten die Fragen und zeigten auch hier wieder eine erstaunliche Mehrschichtigkeit der Urteilsbezüge.

Als Auswirkung des technischen Fortschritts wurde von 17% Erleichterung, d. h. Vereinfachung der Arbeit und weniger Arbeitszeit angegeben.

26% befürchten Arbeitslosigkeit und negative Arbeitszeitverkürzung.

23% sehen beide Erscheinungen gleichzeitig auf sich zukommen, so daß sich unter Einrechnung der ersten beiden Gruppen rund 40% für Erleichterung, andererseits rund 50% für Arbeitslosigkeit ergeben.

Ganze 28 Befragte betonen ausdrücklich, daß keine Arbeitslosigkeit eintreten wird, davon 21 mit der Begründung, daß der Fortschritt zwangsläufig die Erstellung zusätzlicher Arbeitsplätze mit sich bringe.

Nur von 6% wird Lohnveränderung, teils positiv, teils negativ erwähnt.

Nur 4% erwähnen eine qualitative Veränderung des Arbeiters sowie Funktions- und soziale Veränderungen.

Neben diesen Auswirkungen auf die Arbeiter und ihre Arbeit wurden die Auswirkungen im allgemeinen behandelt. 20% ließen sich ausgesprochen enthusiastisch über den Fortschritt aus. Eine wesentlich größere Gruppe gab unklare, diffuse Vorstellungen ab, meist unentschieden nach dem Muster: Einerseits — andererseits.

Zwei kleinere Gruppen treten auf, von denen die eine die landläufig bekannten Argumente der Zeit- und Kulturkritik bringt. Dazu gehört Versklavung des Menschen an die Maschine, Verletzung seiner Natur wie der Natur überhaupt, Verlust der menschlichen Kontrolle über die Entwicklung usw. Die zweite dieser kleinen Gruppen ist zahlenmäßig noch unbedeutender. In ihr werden marxistische Argumente gebraucht, jedoch nicht in ideologischer Reinheit, sondern in klar erkennbarer Reliktform. Nach dem Beispiel: Der Fortschritt der Technik dient den Reichen, den Kapitalisten, nicht aber dem Arbeiter, sondern schadet ihm vielmehr.

Gleiche Herkunft der Argumente bei gleicher Unkenntnis über die Herkunft findet sich bei der Erklärung über das Zustandekommen des Fortschritts, insgesamt 6%.

Sie gehören zu der Gruppe, die das Zustandekommen durch sozialökonomische Ablaufmodelle erklären:

- a) marxistisch, nämlich aus dem Wesen des Kapitalismus;
- b) durch Rationalisierung der Produktion;
- c) durch Anstrengung im Krieg oder bei Kriegsvorbereitungen.

Die nächste Gruppe gibt personale Erklärungen für das Zustandekommen. Bemerkenswert ist hier, daß nur 3% der Anregung durch den Arbeiter den Vorzug geben.

Heterogene Erklärungen in erstaunlicher Vielfalt enthalten besondere Hinweise auf die Vorstellungen, die über den technischen Fortschritt vorhanden, in das Gesellschaftsbild eingehen.

Bei der

Beurteilung der Welt in 50 Jahren

wird Krieg von zwei Fünftel erwähnt, von 20 % als möglich, von 7 % als wahrscheinlich, von 14 % als unabwendbar.

Bei einer späteren Untersuchung sind es insgesamt nur 35 %, vor allem wird der Krieg nur von 7 % als unabwendbar angesehen.

Zu berücksichtigen ist, daß die erste Befragung zur Zeit der Berliner Konferenz stattfand. Doch traten auch damals neben den politischen wirtschaftliche Gründe für den Krieg auf: Beseitigung der Konkurrenz, der Überproduktion, der Arbeitslosigkeit werden von 16 % angeführt.

Im Zusammenhang mit der Automatisierung und der Steigerung der Mechanisierung wird die Arbeitslosigkeit ebenfalls erwähnt. Insgesamt wird sie von 21 % als Zukunftsaspekt betrachtet.

Die Knöpfchentheorie — d. h. die Vorstellung von der Bedienung ganzer Betriebe durch wenige Leute lediglich mittels Druck auf den Knopf — ist weit verbreitet. Andere Utopismen beziehen sich auf das Fliegen und den Welt-raum. Die Atomenergie wird in Verbindung mit dem Wetter, als Antriebskraft und als Waffe häufig erwähnt. Sie würde wahrscheinlich heute entschieden zugunsten der Rakete zurücktreten.

Gesamturteil über die Welt in 50 Jahren unter Ausnutzung der obenerwähnten Antwortkomplexe bei Berücksichtigung der Tendenz der einzelnen Antworten:

13 % uneingeschränkt positiv;

7 % eingeschränkt positiv;

33 % unentschieden, abwägend, nach dem Muster: einerseits — andererseits, entweder — oder;

23 % negativ, ganz oder teilweise, entweder im Affekt oder sachlich argumentierend;

24 % nicht genügend Material zur Einstufung.

Aus den anderen Fragekomplexen werden Ergebnisse in ähnlicher Weise herausgefiltert. Als einziges Beispiel hier nur die Beurteilung der sozialen Lage der Angestellten im Auszug:

Über ihre Arbeitsbedingungen und ihre Tätigkeit existieren wenig konkrete Vorstellungen, zugegebene Unkenntnis ist viel häufiger, keinerlei Spannung läßt sich im großen und ganzen zu dieser Frage feststellen.

Auch die Einkommensfrage läßt keinerlei Spannungen erkennen, dafür sehr viel zugegebene Unkenntnis, dagegen vielfach bemerkbare Kenntnis von der Vielfalt der Angestelltenpositionen, die es nicht erlauben, über den Angestellten im allgemeinen zu sprechen.

Ressentiments zeigen sich nur bei der Behandlung der Privilegien der Angestellten, was immerhin bei 45 % geschieht.

Diese Gefühle richten sich jedoch nicht gegen die Angestellten, sondern gegen die Institution, die die Unterschiede mit sich gebracht hat und aufrechterhält.

Das gewonnene Gesellschaftsbild

Methode zur Gewinnung des Gesellschaftsbildes: Charakteristische Zusammengehörigkeit der Argumente, die in dem Antwortmaterial zu allen Fragen auftreten, sind festzustellen. Dabei ist es wichtig, auf die Quellen der Vorstellungen zu achten.

Logik ist für die Zusammengehörigkeit kein Kriterium.

Es handelt sich nämlich nicht, d. h. in den allermeisten Fällen, um Zuordnung zu einer in sich logischen Ideologie. Dagegen sind eigenartige Koppelungen von Ideologie-

fragmenten, die dem Herkommen nach dem Befragten zu allermeist unbewußt sind, festzustellen.

Es ergeben sich aus unserem Material sechs Gesellschaftsbilder, die hier allerdings nicht alle charakterisiert und vorgeführt werden können.

Zwei Typen wollen wir jedoch gegeneinander absetzen:

Typus I, der in der Gesellschaft eine progressive Ordnung sieht, 25 %;

Typus II sieht die grundsätzliche Spaltung der Gesellschaft in ein Oben und Unten, eine Dichotomie, nach dem Muster: Wir, die Arbeiter, gehören zum unteren Teil, wir können ihm nicht entrinnen, „die anderen“ sind stärker, 35 %.

120 von den 600 Befragten haben es nicht möglich gemacht, aus ihren Antworten ihr Gesellschaftsbild zu erstellen. Nach Abzug dieser 120 Befragten (20 %) ergibt sich, daß vom Rest für den Typus I 34 %, d. h. ein Drittel, und für den Typus II 48 %, d. h. die Hälfte, einzuräumen ist.

Wie sieht die Ordnungsvorstellung des Typus I aus?

An Hand von einigen beispielhaften Zitaten aus den Fragebogen lassen sich folgende Züge belegen:

1. Die Urteile über den technischen Fortschritt sind verhältnismäßig reflektiert und oft skeptisch, jedoch sind Katastrophenprognosen nicht anzutreffen.

2. Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage, die als Entwicklungsstufe verstanden wird.

3. Die Initiative zu weiterem sozialen Fortschritt muß von der Arbeiterbewegung ausgehen.

4. Ausgleich der Interessen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber prinzipiell möglich: Die gegenwärtige Ordnung ist bereits eine Form des Ausgleichs.

5. Die Funktion der Unternehmer und Aktionäre wird nicht in Frage gestellt.

6. Es werden keine konkreten Forderungen erhoben außer der nach gerechterer Verteilung des Gewinnes; als allgemeine Forderung tritt nur die der Weiterentwicklung der gegenwärtigen Ordnung auf.

Der Typus II wird zunächst beschrieben an Hand von Fragebogenzitaten über den Fortschritt der Technik. Bei diesem Zukunftserwarten tritt die Dichotomie in besonders krassem Maße hervor. Sie wird teilweise als kollektives, von der größeren Zahl als individuelles Schicksal empfunden, d. h. im ersten Fall können die Arbeiter überhaupt nicht, im zweiten Fall jedoch als einzelne dieses Schicksal überwinden. Kennzeichnend ist für diesen Typus die Bindung der Aussagen an feststehende Formeln, Topoi:

Für den Fortschritt der Technik: „Auf unseren Knochen“, für die Bestimmung seines Schicksals sind „die da oben“ zuständig;

es herrscht der Grundsatz: „Wo das Geld ist, da ist die Macht.“

Diese Formeln werden eingeschaltet, wo das Urteil über den Erfahrungsbereich hinausgeht.

Es ist verkehrt, anzunehmen, daß dieser Typus sich besonders uninteressiert oder verbittert äußert, vielmehr zeigt er meist eine sehr gute Übersicht über seine Tätigkeit, ebenso Berufsstolz, wo es möglich ist, diese Einstellung zur Sprache zu bringen.

Auf diese Haupttypen sind wir gestoßen. Es ist erstaunlich, daß keine Kriterien der Sozialdaten, d. h. Alter, Werkzugehörigkeit, Ausbildung und ähnliches in spezieller Weise die Typen gegeneinander abgrenzen. Daraus läßt sich ein Schluß ziehen, den wir hier noch nicht andeuten wollen. Wir wollen ferner auch nicht beurteilen, was diese Ergebnisse bedeuten, weil hiermit politische Ausbeutung, Stellungnahme und Engagement ins Spiel kommen. Urteilsaskese wird dem in der Wissenschaft Tätigen manchmal zur Pflicht gemacht.

Na klar, ich beachte stets die Unfallverhütungsvorschriften!

Belgien	11 %	24 %
Frankreich	22 %	45 %
Italien	40 %	39 %
Luxemburg	14 %	26 %
Niederlande	31 %	30 %
Gemeinschaft	43 %	43 %

Der Zunahme der Industrieproduktion steht die leider noch immer vorhandene *Energielücke* in der Gemeinschaft gegenüber. Bis zur Eröffnung der neuen Perspektiven, die sich durch die Ausnützung der Atomkraft ergeben, nahm man an, daß die Energie nur zu stetig steigenden Kosten gewonnen werden könne. Nach Ansicht der Hohen Behörde muß vermieden werden, diese Kosten durch unrationelle Verwendungsarten oder durch Investitionen, bei denen die Grenzen zwischen den Ländern die Wahl des besten Standortes und die Erreichung des maximalen Ausnutzungsgrades verhindern würden, übermäßig zu belasten. Die sechs Länder haben ihre Kohlevorkommen bereits zusammengelegt; und der langfristige Bedarf an Kohle kann nur auf der Grundlage des Gesamtenergiebedarfs beurteilt werden. Die Sechs kamen überein, gemeinsam an der technischen Revolution teilzunehmen, zu der die Nutzung der Atomenergie führen wird.

Die Energieeinfuhr aus bestimmten Gebieten der Welt ist

mit einem politischen Risiko verbunden

Die Erfahrungen mit dem Gemeinsamen Markt für Kohle und Stahl und der schrittweisen Errichtung des größeren Marktes der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft werden es ermöglichen, geeignete Formen für eine organische Koordinierung der neuen westeuropäischen Gemeinschaften zu finden. Diese Formen müssen dem besonderen Charakter der Grundstoffindustrien Rechnung tragen, deren Ausweitung für die Entwicklung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft bedeutsam sein wird. Diese Schlußfolgerung zieht der sechste Gesamtbericht über die Tätigkeit der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS), den die Hohe Behörde dem Europäischen Parlament Mitte Mai vorgelegt hat. Diese bisher umfangreichste Vorlage ist insofern aufschlußreich, als es sich hierbei um den ersten Gesamtbericht nach Ablauf der für die Montanunion vorgesehenen Übergangszeit handelt.

Besser als Worte über die Notwendigkeit eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses vermitteln folgende Vergleichszahlen von der

Zunahme der Industrieproduktion

(ohne Baugewerbe und Nahrungsmittelindustrie) in den Ländern der Gemeinschaft:

	Zunahme von 1949 bis 1953	Zunahme von 1953 bis 1957
Deutschland (BR)	75 %	49 %
Saarland	37 %	32 %

Die Hohe Behörde kommt zu der Feststellung, daß die künftigen Atomkraftwerke eine möglichst große Anzahl von Betriebsstunden je Jahr erreichen müssen, um die besonders hohen Investitionen zu amortisieren. Die Ziele einer Energiepolitik erfordern daher aufeinander abgestimmte Maßnahmen, wenn die erheblichen Systemunterschiede zwischen den Ländern oder den Erzeugnissen ausgeschaltet werden sollen. Der Differenzierung der Preise muß eine einheitliche Konzeption zugrunde liegen, da sonst je nach dem Land diese oder jene Verwendungsart künstlich gefördert oder vernachlässigt würde. Soweit es sich um konkurrierende Energieformen handelt, darf die Preisrelation nicht durch Steuerbestimmungen willkürlich verändert werden. Unterschiedliche Systeme der Besteuerung oder Subventionierung würden die Nutzung leistungsfähiger Energiequellen beeinträchtigen. Die eingehenden Untersuchungen der Hohen Behörde, die sie mit Sachverständigen und dem Gemischten Ausschuß durchführt, dienen der Ermittlung von Angaben, die es ermöglichen, klarere Richtlinien für die Energiepolitik festzulegen. So bereitet sich die Hohe Behörde darauf vor, dem Ministerrat im Herbst konkrete Vorschläge auf diesem Gebiet zu unterbreiten.

Zwar hat die

Steinkohlenförderung

in der Gemeinschaft im Vergleich zu 1956 im Jahr 1957 um 0,5 % abgenommen, aber sie konnte von

1952 bis 1957 von 238,9 Millionen t auf 247,9 Millionen t erhöht werden. Ein Blick auf die Steinkohlenförderung in der Welt zeigt folgendes Bild:

	in Millionen Tonnen:		
	1952	1956	1957
Gemeinschaft	238,9	249,1	247,9
Vereinigtes Königreich	230,1	225,6	227,2
Vereinigte Staaten	460,3	480,6	467,6
Sowjetunion	215,0	303,7	324,5
Osteuropa	110,4	124,7	124,9

Die Hohe Behörde ist sich darüber klar, daß man keine Ziele für Förderkapazitäten aufstellen kann, ohne gemeinsam mit den Mitgliedstaaten die Risiken zu prüfen, die eine verstärkte Abhängigkeit Europas von außerkontinentalen Energiequellen mit sich bringen. Sie vertritt die Auffassung, daß die Relation zwischen der Entwicklung der allgemeinen Produktion und des Kohlebedarfs nicht berechnet werden kann, ohne die Auswirkungen der Maßnahmen zu kennen, die von den Regierungen auf dem Gebiet der Zölle und Steuern, der Preise und der Finanzierung der Investitionen für die verschiedenen Energiesektoren getroffen werden müssen.

Die gegenwärtigen Absatzschwierigkeiten

bei Kohle und die Notwendigkeit der Lagerbildung werfen die Frage nach der Sicherheit und der Kontinuität der Beschäftigung auf. Im Dezember 1957 waren im Kohlenbergbau der Gemeinschaft 641 200 Arbeitnehmer beschäftigt gegenüber 619 000 im Dezember 1956. Im allgemeinen waren die Bedingungen für die Einstellung ausländischer Arbeitskräfte im Berichtsjahr günstiger als im Jahre 1956. Die Hohe Behörde ist bereit, die berufliche Kurzausbildung mit den festen Methoden vorwärtszutreiben, die für eine Berufsausbildung der Wanderarbeiter im Herkunftsland oder im Aufnahmeland in Frage kommen. Den Untertagearbeitern sind Arbeits- und Lohnbedingungen zu bewilligen, die ihnen gegenüber den anderen Industriearbeitern eine bevorzugte Stellung einräumen. Nur unter dieser Voraussetzung werden die für die Deckung des Kohlebedarfs erforderlichen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Die größte Schwierigkeit besteht darin, daß die Bergbaubetriebe ihre Produktivität nicht im gleichen Tempo wie die übrigen arbeitsintensiven Industrien steigern können. Nach Ansicht der Hohen Behörde müssen neue Formen der Arbeitsorganisation entwickelt werden. Der Rückgang in der Steinkohlenförderung ist auf die Grippeepidemie im vergangenen Herbst sowie auf die Erhöhung der Zahl der Urlaubstage in Deutschland, Belgien und den Niederlanden zurückzuführen. Nur in Frankreich ist die Förderung um drei Prozent gestiegen. Ein Vergleich der Förderung der einzelnen Reviere im Zeitraum 1952 bis 1957 läßt erkennen, daß die Zunahme der Fördermenge hauptsächlich auf das Ruhrgebiet entfällt. Von den übrigen Revieren konnten Lothringen, Campine und Aachen ihre Förderung beträchtlich erhöhen. In Südbelgien, Niederlän-

disch-Limburg und im Revier Nord Pas de Calais ist sie zurückgegangen.

Erfreulich ist die Entwicklung auf dem Stahlsektor.

Die Stahlerzeugung

der Gemeinschaft erhöhte sich zwischen 1952 und 1957 stärker als die Weltproduktion, die Produktion der Vereinigten Staaten und die des Vereinigten Königreichs. Die Steigerungsraten der Gemeinschaft und der Sowjetunion sind fast gleich hoch. Auch in Japan, China und in Osteuropa ist ein starker Anstieg zu verzeichnen.

Der Anteil der Stahlerzeugung der Montanunion an der Weltproduktion, der von 1929 bis 1951 ständig abgenommen hatte, ist seitdem erheblich gestiegen. Von 29,4 Prozent im Jahre 1929 ging er zunächst auf 17,9 Prozent im Jahre 1951 zurück, erhöhte sich dann aber bis 1957 auf 20,5 Prozent. Obwohl dieses Ergebnis zum Teil auf einem leichten Rückgang der Produktion in den USA im Jahre 1957 beruht, ist es jedoch ein Beweis für die kraftvolle Wirtschaftsentwicklung der Gemeinschaft im Laufe der letzten Jahre. Dies gilt um so mehr, als sich die Weltproduktion selbst außerordentlich rasch entwickelt.

	in Millionen Tonnen		
	1952	1956	1957
Gemeinschaft	41,9	56,8	59,8
Vereinigtes Königreich	16,7	21,0	22,1
Vereinigte Staaten	84,5	104,5	102,5
Sowjetunion	34,5	48,6	51,0
Osteuropa	10,7	15,2	16,2
Japan	7,0	11,1	12,6
China	1,4	4,5	5,0
Sonstige Länder	15,3	21,2	22,8
Welterzeugung	212,0	282,9	292,0

Die langfristigen Vorausschätzungen stimmen darin überein, daß die Entwicklung in der Eisen- und Stahlindustrie in einem Zeitraum von etwa 20 Jahren zu einer Verdoppelung der Produktionskapazität führt. Diese Entwicklung kann allerdings durch die wachsenden Schwierigkeiten der Rohstoffversorgung (insbesondere Schrott) und auf lange Sicht der Eisenerzversorgung in Frage gestellt werden.

Ange-sicht der unterschiedlichen Lage der einzelnen Industrien und der wechselnden wirtschaftlichen Gegebenheiten gibt es nach Feststellungen der Hohen Behörde keine automatische Regeln für Kartelle und Zusammenschlüsse, deren Anwendung ausreichen würde, um den gemeinsamen Markt zu festigen und weiterzuentwickeln. Das Vorgehen der Hohen Behörde auf diesem Gebiet zeigt, daß es sich weniger darum handelt, die Einhaltung des Verbots von Kartellen und zentralisierten Verkaufs- oder Einkaufsorganisationen zu erzwingen, als ein System zu schaffen, welches das freie Spiel des Marktes ermöglicht und gleichzeitig den Merkmalen der einzelnen Industrien Rechnung trägt.



In unserem Freibad

Betriebliche Sozialarbeit

Der Ausschuß für Sozialwirtschaft der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie legt seinen Jahresbericht 1957 vor. In seinem grundsätzlichen Teil — und man muß sich so oder so mit ihm auseinandersetzen, zumal wir in unserem Werk manches anders handhaben und durchführen — heißt es:

Die betriebliche Sozialpolitik der Eisen- und Stahlindustrie, besonders ihr Fachbereich „Betriebliche Sozialarbeit“, ist seit etwa einem Jahr Gegenstand lebhafter Diskussionen. Als Ursache darf die zunehmende Auffassung angesehen werden, daß gewisse soziale Einrichtungen, Maßnahmen und Aufwendungen — die aus meist örtlichen Firmentraditionen heraus bestehen — im betrieblichen Rahmen ihre frühere Bedeutung mehr oder weniger zugunsten anderer sozialwirtschaftlicher Notwendigkeiten verloren haben. Sie lassen sich heute oft zuständiger, besser und wirtschaftlicher von öffentlichen, halb-öffentlichen oder privaten Stellen betreiben. Diese Erkenntnis hat dazu geführt, daß einzelne Unternehmen nach eingehender Prüfung solche unzeitgemäßen Einrichtungen, Maßnahmen und Aufwendungen ganz oder teilweise aufgelöst bzw. eingestellt haben. Die freiwerdenden, nicht selten erheblichen Mittel werden für vordringlichere soziale Aufgaben eingesetzt.

Diskussionen dieser Art ergeben sich bei der fortschreitenden Technisierung und den sich weiterentwickelnden gesellschaftlichen Formen, wie die Geschichte zeigt, in gewissen Stadien zwangsläufig. Das

Ringens um eine zeitgerechte Gesellschaftspolitik im allgemeinen und in der Welt der Arbeit im speziellen ist kennzeichnend durch die Dynamik, die sich aus dem Zusammenleben und -arbeiten von Mensch und Mitmensch und aus dem Aufeinanderangewiesensein von Mensch und Technik ergibt.

In Erfüllung des Sinnes menschlicher Arbeit und im Interesse des Betriebszwecks kommt es letztlich darauf an, daß die industriellen Unternehmen sozialpolitisch zur rechten Zeit das Richtige tun. Hierzu ist u. a. Voraussetzung, daß jeweils über die Grenzen der Betriebe und ihrer Standorte hinaus die Entwicklung verfolgt und erörtert wird.

Betriebliche Sozialarbeit im Spiegel der Presse

Der Fachausschuß „Betriebliche Sozialarbeit“ hat in seinen Besprechungen dem Meinungsstreit über die betriebliche Sozialarbeit in der Tages- und Fachpresse seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die diesbezüglichen Veröffentlichungen sind gesammelt, nach ihrer Wichtigkeit ausgewählt und in einer als Manuskript vervielfältigten Broschüre von der Geschäftsführung zusammengestellt worden. Es darf festgestellt werden, daß die Überlegungen über die Neuorientierung der betrieblichen Sozialarbeit, die aus einzelnen Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie bekanntgeworden waren, von der Tagespresse unrichtigerweise auf alle Industriezweige bezogen worden sind. Dieses mußte zu Auseinandersetzungen führen; denn die Formen betrieblicher

Sozialpolitik und besonders der betrieblichen Sozialarbeit sind in den verschiedenen Industriezweigen recht unterschiedlich und müssen es auch sein. Die Sozialpolitik der Eisen- und Stahlindustrie läßt sich nicht auf den Bergbau, die Chemie oder die Textilindustrie übertragen. Jeder Industriezweig hat seine Besonderheiten, die von den unterschiedlichen menschlichen, technischen, wirtschaftlichen und zum Teil auch örtlichen Gegebenheiten bestimmt werden. Vor allen Dingen ist aus den Presseberichten das Mißverständnis entstanden, die Eisen- und Stahlindustrie beabsichtige, die betriebliche Sozialarbeit institutionell und finanziell einzuschränken. Nur wenige Verlautbarungen haben erkennen lassen, daß es sich lediglich um eine Gewichtsverlagerung zugunsten anderer sozialer Einrichtungen und Maßnahmen handelt.

Aus Unkenntnis der Sachlage sind zumeist Schlagworte geprägt worden, welche die vorhandenen Sozialeinrichtungen global lächerlich gemacht haben. Der Fachausschuß hat festgestellt, daß eine Beurteilung von sozialen Einrichtungen, Maßnahmen und Aufwendungen nur unter Berücksichtigung der Gründe ihrer Entstehung erfolgen kann. Besonders zu betrachten sind die jeweiligen Standortverhältnisse, die Struktur der Belegschaft und die Eigenart des Unternehmens. Grundsätzliche Stellungnahmen bedürfen besonderer Untersuchungen und können dann auch nur allgemein richtungsweisenden Wert haben.

Um der Entwicklung in der betrieblichen Sozialarbeit gerecht zu werden und zu bleiben, hat der Fachausschuß „Betriebliche Sozialarbeit“ Arbeitskreise mit verschiedenen Aufgaben eingerichtet.

Überbetriebliche Betrachtung sozialer Einrichtungen in der Eisen- und Stahlindustrie

Die in der Öffentlichkeit und in der Presse zitierten Einrichtungen sind von Vertretern unterschiedlicher Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie nach Vorgeschichte, gegenwärtiger Situation, Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer Betrachtung unterzogen worden. Zusammenfassend kann als Ergebnis mitgeteilt werden:

Werksärztlicher Dienst

Die fortschreitende technische Entwicklung macht den werksärztlichen Dienst zu einer betriebsbedingten Notwendigkeit und fordert seine Ausweitung auf das im Interesse von Mensch und Betrieb notwendige Maß.

Badehäuser

Badehäuser (Badeabteilungen) mit ihren speziellen Gesundheitseinrichtungen haben sich bewährt. Sie besitzen nicht nur therapeutischen Wert, sondern sind auch im Rahmen der vorbeugenden Gesundheitspflege von besonderer Bedeutung.

Erholungsheime

Die Unterhaltung betriebseigener Erholungsheime erscheint aus unterschiedlichen Gründen nicht immer sinnvoll.

Dienststelle „Arbeitssicherheit“

Die Einrichtung einer Dienststelle „Arbeitssicherheit“ (Unfallschutz) und die Bestellung von haupt- und nebenberuflichen Sicherheitsbeauftragten ist notwendig. Das Unfallgeschehen wird hierdurch sichtbar beeinflußt.

Versehrten- und Umschulungsbetriebe

Kern der Beurteilung für die Notwendigkeit solcher Einrichtungen ist die Möglichkeit, aus dem „statischen“ den „dynamischen“ Betrieb zu entwickeln, also aus der Versehrtenwerkstatt mit Dauerarbeitsplätzen in einem organischen Ausbau (nicht Umbau) eine Rehabilitationsstation in umfassendem Sinne zu machen. Sie soll die Zentrale des betrieblichen Versehrteinsatzes werden, ohne ihr (u. U. goldener) Käfig zu sein. Ebenso wenig sollte sie für Versehrte eine gewaltsame Durchgangsstation mit zeitlich strapazierendem Umschulungsprogramm sein. Die Ausstrahlungskraft eines solchen Betriebes auf alle anderen Produktionsteile des Unternehmens sollte nicht unterschätzt werden. Der Aufenthalt in diesen neuartigen Sozialbetrieben bietet, nach einer entsprechenden Vorbereitung der Arbeitsplätze, die besten Möglichkeiten, seelisch ausgeglichene und fachlich geeignete Versehrte in die Belegschaft einzugliedern.

Lehrlingsheime

Kommunale Wohlfahrts- oder karitative Organisationen sind aus verschiedenen Gründen besser geeignet, ein Heim für Jugendliche zu führen als ein industrielles Unternehmen.

Werksvereine

Es sollte versucht werden, den Werksvereinen nahezulegen, sich zu verselbständigen und auch auf die Führung des Firmennamens zu verzichten. Mit Spenden sollten Werksvereine nicht höher bedacht werden als andere Vereine, in denen Werksangehörige Mitglieder sind.

Kulturelle Förderung

Kulturelle Bemühungen in sinnvoll abgesteckten Grenzen sollten im Rahmen der betrieblichen Sozialarbeit einen berechtigten Platz einnehmen.

Werksküchen und Kantinen

Viele Belegschaftsmitglieder, vor allem solche, die weiter entfernt wohnen und schwere Arbeit ver-

In einer unserer Siedlungen





In der Lehrwerkstatt

richten, sind darauf angewiesen, im Werk zu essen und zu trinken. Es liegt außerdem im gesundheitlichen Interesse, den Belegschaftsmitgliedern geeignete Mahlzeiten usw. zur Verfügung zu stellen. Daher wird man auch in Zukunft nicht auf die Einrichtung von Werksküchen und Kantinen verzichten können. Die Unternehmen sollten sich jedoch nach Möglichkeit davon freimachen, solche Betriebe in eigener Regie zu führen.

Werkseigene Versorgung der Belegschaft mit Hausbrand und Kartoffeln

Diese Versorgung durch das Werk ist in heutiger Zeit nicht mehr angebracht. Der Handel gibt den Belegschaftsmitgliedern ausreichende und annehmbare Möglichkeiten, den Bedarf an Brennstoffen und Kartoffeln zu decken. Die Notwendigkeit, werkliche Zuschüsse bzw. Darlehen zum Kauf von Kohlen, Kartoffeln oder sonstigen Gegenständen des täglichen Bedarfs zu geben, wird im allgemeinen verneint.

Werkseigene Kindergärten bzw. Kinderhorte

Mit der Errichtung und Unterhaltung eines Werkskindergartens bzw. Kinderhortes übernimmt ein Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie eine schwere und geradezu betriebsfremde Aufgabe. Es wird die Auffassung vertreten, daß sich die Stadtverwaltungen, die privaten Wohlfahrtsverbände oder die Kirchengemeinden diesen Aufgaben in stärkerem Maße widmen sollten. Verschiedene Werke haben bereits in der Vergangenheit ihre Kindergärten bzw. Kinderhorte den Wohlfahrtsverbänden übertragen, wobei für alle am Ort ansässigen Kinder die Möglichkeit besteht, diese Einrichtung zu benutzen. Eine finanzielle Förderung der Kindergärten, die von den Wohlfahrtsverbän-

den, der Stadt oder den Kirchen getragen werden und sich im ausgesprochenen Wohngebiet des Werkes befinden, wäre durch das jeweilige Unternehmen zu erwägen.

Handarbeits- und Haushaltungsschulen
Die Notwendigkeit, werkseigene Handarbeits- bzw. Haushaltungsschulen und dergleichen einzurichten, besteht für die Eisen- und Stahlindustrie nicht. Die Ehefrauen und Töchter der Belegschaftsmitglieder bzw. die berufstätigen Frauen haben anderweitig ausreichend Gelegenheit, sich in Handarbeits- und Haushaltsfragen aus- und fortzubilden.

Sportanlagen

Es sollte nicht Aufgabe eines eisen- und stahl-erzeugenden Unternehmens sein, sich mit der Errichtung und Unterhaltung von Sportanlagen zu befassen. Das wird zweckmäßigerweise den einschlägigen Vereinen und Organisationen überlassen bleiben. Im übrigen gilt für die Angehörigen der Werksportvereine hier sinngemäß, was oben über die Werksvereine gesagt worden ist.

Die Aufgaben betrieblicher Sozialarbeit in der Eisen- und Stahlindustrie

Die Mitglieder des Fachausschusses „Betriebliche Sozialarbeit“ haben in Berücksichtigung der gesellschaftlichen und technischen Entwicklung nachfolgende grundsätzliche Aufgaben betrieblicher Sozialarbeit für den Bereich der Eisen- und Stahlindustrie herausgestellt:

1. Gesunderhaltung der Belegschaftsmitglieder durch Maßnahmen für Arbeitssicherheit, arbeitsmedizinische und arbeitspsychologische Vorsorge.
2. Beratung der Belegschaftsmitglieder in den menschlichen Fragen, die sich aus dem Zusammenwirken von Mensch und Technik einerseits und Mensch und Mitmensch andererseits in der industriellen Arbeitswelt ergeben, und in privaten Angelegenheiten, wenn dies im Einzelfall gewünscht wird.
3. Information der Belegschaftsmitglieder über die Betriebszusammenhänge und die Betriebspolitik.
4. Erstellung und Verwaltung sozialwirtschaftlicher Einrichtungen,
 - a) wenn öffentliche oder private Stellen nicht zuständig sind,
 - b) wenn diese Stellen zwar zuständiger, aber aus besonderen Gründen in absehbarer Zeit nicht in der Lage sein werden, solche Einrichtungen zu erstellen und zu verwalten,
 - c) in Ergänzung öffentlicher oder privater Einrichtungen, solange dafür eine Notwendigkeit besteht.
5. Mitwirkung bei der Verwaltung von Wohlfahrts-einrichtungen, die gemäß Betriebsverfassungsgesetz paritätisch durch Arbeitgeber und Arbeitnehmer besetzt sind.
6. Unterrichtung oder Beratung der Unternehmensleitung und der betrieblichen Führungskräfte über spezielle Fachfragen im Zusammenhang mit sozialwirtschaftlichen Gegebenheiten.

Unsere Steuern

Die Ausgabefreudigkeit der Parlamentarier in Bund, Ländern und Gemeinden hat bedenkliche Formen angenommen. Die Milliardenbeträge der unmittelbaren Ausgaben der öffentlichen Verwaltung in den Jahren seit 1948 sprechen in diesem Zusammenhang für sich. Dabei lassen sich die Kosten der Bundeswehr bzw. der Bewaffnung — evtl. auch mit atomaren Waffen — heute noch nicht veranschlagen. Die oben wiedergegebenen Summen betreffen dem Statistischen Bundesamt in Wiesbaden zufolge die Rechnungsjahre 1948 bis 1955 (bis einschließlich 1951 ohne Westberlin). Aus jüngerer Zeit liegen bis jetzt keine endgültigen Berechnungen vor. Doch geben allein die Haushaltsansätze zu der Befürchtung Anlaß, daß in den letzten beiden Jahren die Ausgaben noch schneller gestiegen sind, als vorher schon üblich.

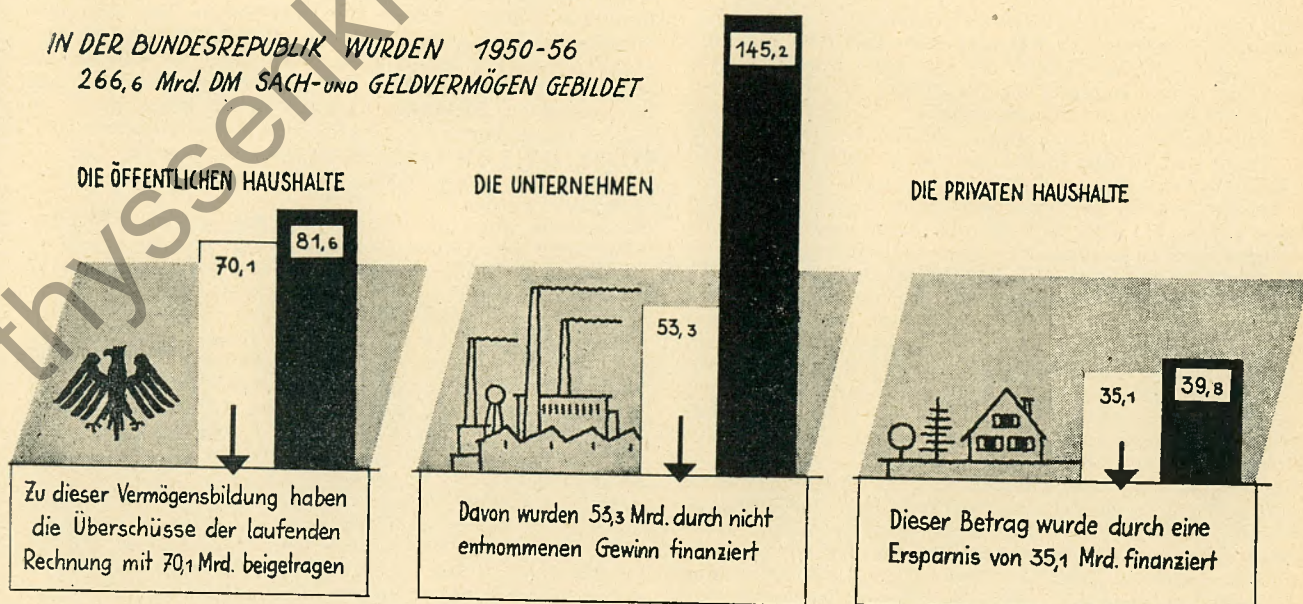
Zur Tabelle rechts: Nach Berechnungen des Bundes der Steuerzahler nahmen Bund, Länder und Gemeinden im Rechnungsjahr 1956 die hier wiedergegebenen Steuerbeträge ein, und zwar in einer Gesamthöhe von 47 871,7 Millionen DM. Angaben über die Steuereinnahmen in den letzten beiden Jahren liegen ebenfalls noch nicht vor. Feststeht jedoch, daß sich die Steuereinkünfte auch 1957 weiter erhöht haben, und zwar sowohl in den einzelnen Steuerarten als auch das Gesamtsteueraufkommen.

Das mußten wir zahlen:

	Mill.
Umsatzsteuer	11 501,5
Lohnsteuer	5 534,1
Veranlagte Einkommensteuer	5 180,2
Gewerbesteuer	
einschließlich Lohnsummensteuer	4 423,2

Körperschaftsteuer	3 880,4
Tabaksteuer	2 815,7
Zölle	2 013,8
Vermögensabgabe	1 646,3
Mineralölsteuer	1 510,1
Grundsteuer (A und B)	1 414,9
Notopfer Berlin	1 085,1
Kraftfahrzeugsteuer	871,1
Umsatzausgleichsteuer	774,6
Vermögensteuer	762,4
Branntweinsteuer	710,3
Biersteuer	495,9
Aufsichtsrat- und Kapitalertragsteuer	443,4
Hypothekengewinnabgabe	425,8
Kaffeesteuer	411,8
Beförderungsteuer	263,1
Vergnügungsteuer	205,0
Lotteriesteuer	203,0
Zuckersteuer	169,7
Versicherungssteuer	169,1
Zuschlag zur Grunderwerbsteuer	124,5
Kreditgewinnabgabe	107,5
Getränkesteuer	99,6
Wechselsteuer	99,4
Grunderwerbsteuer	97,7
Gesellschaftsteuer	91,0
Erbschaftsteuer	69,8
Hundesteuer	49,3
Salzsteuer	39,3
Schaumweinsteuer	36,0
Leuchtmittelsteuer	32,1
Feuerschutzsteuer	29,7
Börsenumsatzsteuer	22,4
Teesteuer	17,0
Wertpapiersteuer	8,9
Schankerlaubnissteuer	8,6
Zündwarenmonopol	7,1
Essigsäuresteuer	6,7
Zündwarensteuer	4,3
Jagd- und Fischereisteuer	2,7
Süßstoffsteuer	2,3
Spielkartensteuer	2,0
Speiseeissteuer	1,2
Sonstiges	2,1
Gesamtsumme:	47 871,7

IN DER BUNDESREPUBLIK WURDEN 1950-56
266,6 Mrd. DM SACH-UND GELDVERMÖGEN GEBILDET



(Quelle: Nach den Erhebungsgrundlagen der Deutschen Bundesbank einschließlich Wohnungsbau.)

So ist es in Amerika

Immer wieder stellt man bei Unterhaltungen über die amerikanische Arbeiterschaft, über die Arbeits- und Sozialgesetze eine erhebliche Unkenntnis fest. Wir entnehmen deshalb zur Aufklärung dem „Amerika-Dienst“: Die amerikanischen Arbeitsgesetze seien nicht zuletzt erlassen worden, um die Rechte der Arbeiter zu schützen und ihre Wohlfahrt zu fördern, sagte kürzlich in einem Radiointerview Senator John Sherman Cooper aus Kentucky, der unter anderem auch dem US-Senatsausschuß für Arbeit und soziale Fragen angehört.

Die Grundsätze der amerikanischen Arbeitspolitik

seien in dem Taft-Hartley-Gesetz niedergelegt, das die Beziehungen zwischen der Arbeiterschaft und dem Management regelt, führte Cooper weiter aus. Dieses Gesetz garantiert unter anderem das Recht der Arbeiter, sich in Gewerkschaften zusammenzuschließen, Tarifverträge mit den Arbeitgebern auszuhandeln, Kollektivverhandlungen zu führen und in den Streik zu treten, falls ein befriedigendes Übereinkommen nicht erzielt werden kann. Es sei die Politik der amerikanischen Regierung, meinte Senator Cooper, sich nicht in die Auseinandersetzungen zwischen den Gewerkschaften und dem Management einzumischen, es sei denn, daß die Sicherheit und der Wohlstand der Vereinigten Staaten bedroht würden. Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn durch einen das ganze Land umfassenden Eisenbahnerstreik die gesamte Wirtschaft zum Erliegen käme. Diese Abneigung gegen jede unnötige Einmischung seitens der Regierung werde sowohl von den Gewerkschaften wie von der Industrie geteilt und entspreche der amerikanischen Ansicht von der freien Marktwirtschaft, sagte Cooper.

„Ich möchte hinzufügen, daß diese Art von freier Marktwirtschaft nichts mit einem laissez-faire-Kapitalismus zu tun hat. Auch kommt diese freie Marktwirtschaft einer klassenlosen Gesellschaft so nahe, wie es nirgends in einem anderen Lande je erreicht wurde. Dies dürfte auch zum Teil eine Erklärung dafür sein, warum die Gewerkschaften keine eigene Arbeiterpartei ins Leben gerufen haben. Sie

sind zwar politisch aktiv, aber sie arbeiten in und durch die beiden großen Parteien, indem sie diejenigen wählen, die sie als Freunde betrachten, und indem sie die Gesetzgebung unterstützen, die sie bejahen.“ Auf die übrigen wichtigen Arbeitsgesetze neben dem Taft-Hartley-Gesetz eingehend, meinte Cooper: Vielleicht

das wichtigste Arbeitsgesetz

ist das Gesetz über die Regelung der Arbeitsbedingungen und Löhne (Fair Labor Standards Act). Es setzt einen Mindestlohn fest und schreibt vor, daß die über 40 Stunden in der Woche gearbeitete Zeit mit 150 Prozent des Normallohnes entlohnt werden muß und daß keine Kinder unter 16 Jahren beschäftigt werden dürfen. Die in diesem Gesetz festgesetzten Normen beziehen sich auf Arbeiter, die im zwischenstaatlichen Handel oder in der Produktion für den zwischenstaatlichen Handel beschäftigt sind — worunter in der Praxis fast alle Arbeiter fallen.

Als ein anderes wichtiges Arbeitsgesetz ist das 1937 in Kraft getretene Sozialversicherungsgesetz anzusehen. Es sieht unter anderem vor, daß jeder sozialversicherte Arbeitnehmer einen bestimmten Prozentsatz von den ersten 4200 Dollar seines Jahreseinkommens als Beitrag für die Sozialversicherung abführt; der Arbeitgeber zahlt noch einmal den gleichen Betrag hinzu. Im Augenblick beträgt der von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu entrichtende Satz je $2\frac{1}{4}$ Prozent. Im Alter von 65 Jahren, wenn er aus dem Arbeitsleben ausscheidet und sich zur Ruhe setzt, erhält der Arbeiter eine Pension, deren Höhe sich nach dem vorherigen Einkommen richtet. Witwen und Kinder versicherter Arbeitnehmer sind ebenfalls geschützt.“

Senator Cooper wies ferner darauf hin, daß all diese Gesetze erst nach jahrelangen öffentlichen Diskussionen verabschiedet werden konnten. Wie anderen Gesetzen, so seien auch ihnen eingehende „Hearings“ vor Kongreßausschüssen vorausgegangen, um die Gesichtspunkte der Gewerkschaftsführer, Arbeitgebervertreter, Wirtschaftler und anderer Experten verstehen zu können.

Eine der frühesten Maßnahmen zur

Förderung der Wohlfahrt der Lohnempfänger

war die Schaffung des amerikanischen Arbeitsministeriums im Jahre 1913. Hinsichtlich der Funktionen dieser Behörde meinte Senator Cooper:

„Zwei wichtige Funktionen des Arbeitsministeriums sind: 1. ein System von öffentlichen Arbeitsämtern zu unterhalten, um den erwerbslosen Arbeitern bei der Suche nach einer Stelle und den Arbeitgebern bei der Suche nach den geeigneten Arbeitern behilflich zu sein, und 2., das staatliche Arbeitslosenversicherungsprogramm stets den neuesten Bedürfnissen anzupassen.“

In beiden Fällen arbeitet die Bundesregierung über das Arbeitsministerium mit den zuständigen Behörden der 48 Bundesstaaten aufs engste zusammen. Die öffentlichen Arbeitsämter werden von der Bundesregierung und den Bundesstaaten gemeinsam unterhalten; ihr Dienst steht sowohl Arbeitgebern wie Arbeitnehmern kostenlos zur Verfügung, und Tests sorgen dafür, daß nur die für den jeweiligen Zweck am besten geeigneten Arbeiter weitervermittelt werden.“

Der Senator ging ferner auf einige der anderen wichtigen Funktionen des US-Arbeitsministeriums ein, zu denen er die folgenden zählte: die Durchsetzung des Gesetzes über die Regelung der Arbeitsbedingungen und Löhne; die Sammlung und Veröffentlichung von Daten über den Arbeitsmarkt und die Industrie; die Gewährung von technischer Hilfe an Arbeitgeber im Hinblick auf die Lösung ihrer mit dem Einsatz von Arbeitskräften zusammenhängenden Probleme; das Studium der Arbeitsbedingungen im Ausland sowie die Förderung der Unfallverhütung, der Lehrlingsausbildung und der Wohlfahrt der weiblichen Arbeitnehmer.

„Und nicht zuletzt“, meinte abschließend Senator Cooper, „arbeitet das Arbeitsministerium auf dem Gebiet der internationalen Politik mit dem Außenministerium zusammen, so vor allem in der Förderung von Programmen, die der Verwirklichung der allen freien, demokratischen Ländern gemeinsamen Ziele dienen.“

150000 DM Prämien



stehen. Mit der Überreichung von Ehrenurkunden sprach Arbeitsdirektor Berndsen gleichzeitig allen den Dank von Vorstand und Aufsichtsrat aus.

Ehrenurkunden

Mit Ehrenurkunden wegen besonders erfolgreicher Verbesserungsvorschläge wurden belohnt:

Gustav Alexander, Stahlwerke
Manfred Diekner, Walzwerk V

Wieder einmal hatte unsere Westfalenhütte jene Männer — es waren rund 200 — zu einer Feierstunde zusammengerufen, deren Verbesserungsvorschläge Lohn und Anerkennung gefunden hatten. Unter ihnen befanden sich 24 Belegschaftsangehörige, die ihre Kollegen durch rasches und mutiges Handeln vor schweren Unfällen bewahrt und bedeutsame Vorschläge zur Unfallverhütung gemacht haben. Im Festsaal unserer Hütte sprach Arbeitsdirektor Berndsen über die große Bedeutung der Verbesserungsvorschläge. Er erinnerte an den Zustand des Werkes am Ende des Krieges und hob lobend die Mitarbeit der gesamten Belegschaft hervor. Sie habe durch tatkräftige Hilfe und auch durch die Einsendung von Verbesserungsvorschlägen erheblich dazu beigetragen, daß heute alle stolz auf den Wiederaufbau und die Produktion blicken könnten. Er bat, auch in Zukunft Verbesserungsvorschläge — wenn möglich in noch größerem Umfange — einzureichen.

Sein besonderer Dank galt den anwesenden 24 Belegschaftsmitgliedern, die durch uneigennütigen persönlichen Einsatz ihre Kollegen vor großen Unfallschäden bewahrt haben. Es sei die ehrenvollste Aufgabe, seinen Mitarbeitern im Notfalle helfend zur Seite zu





Günter Marunga, Maschinenabteilg. Hochofen
 Otto Meinberg, Maschinenabteilg. Hochofen
 Walter Schröer, Versuchsbetriebe/Qualitätsst.
 wobei Gustav Alexander zwei Urkunden erhielt.

Mit Ehrenurkunden wegen hervorragender
 Vorschläge zur Unfallverhütung wurden be-
 dacht:

Gerhard Marek, Eisenbahnabteilung
 Helmut Schuh, Eisenbahnabteilung
 Wilhelm Stork, Hochofen



Erfolg der Werkzeitschrift

Der Leiter der Abteilung Vorschlagswesen, Dipl.-Ing. Sondermann, gab in seinen Ausführungen einige Hinweise über die richtige Art der Einreichung von Vorschlägen. An Hand eines Lichtbildes zeigte er die Entwicklung der Eingänge von Verbesserungsvorschlägen. Von drei Vorschlägen im Jahre 1946 stieg die Zahl der Einsendungen auf 194 im Jahre 1953. Der Werkzeitschrift fällt ein ausschlaggebendes Verdienst zu. Durch die ständige und wirkungsvolle Propagierung des Vorschlagswesens in unserer Werkzeitschrift stieg die Zahl der Vorschläge auf 448 im Jahre 1954 und erreichte in den vergangenen zwölf Monaten immerhin eine Höhe von 382. Hiervon wurden 110 Vorschläge bis zu 50 DM und 157 mit mehr als 50 DM bis zum Höchstbetrag von 1000 DM prämiert. Insgesamt wurden bisher 1945 Verbesserungsvorschläge eingereicht und davon 923 prämiert. Die Gesamtsumme der ausgezahlten Prämien beträgt 130885 DM. Darüber hinaus wurden 14664 DM als Anerkennung gezahlt.



„Beteiligt euch!“, sagt Steegmann

Betriebsratsvorsitzender Steegmann beglückwünschte namens der Betriebsvertretung den großen Kreis derer, die durch eingereichte Verbesserungsvorschläge mit einer Prämie bzw. Urkunde ausgezeichnet worden sind. „Positive Mitarbeit wird immer lohnende Anerkennung finden“, führte Betriebsratsvorsitzender Steegmann u. a. aus und schloß seine Ausführungen mit dem Appell an alle Belegschaftsmitglieder, sich in verstärktem Maße mit kräfte-, zeit- und kostensparenden Vorschlägen für eine gesunde Weiterentwicklung des Werkes einzusetzen.

In gemütlicher Runde fand noch ein reger Gedankenaustausch statt.

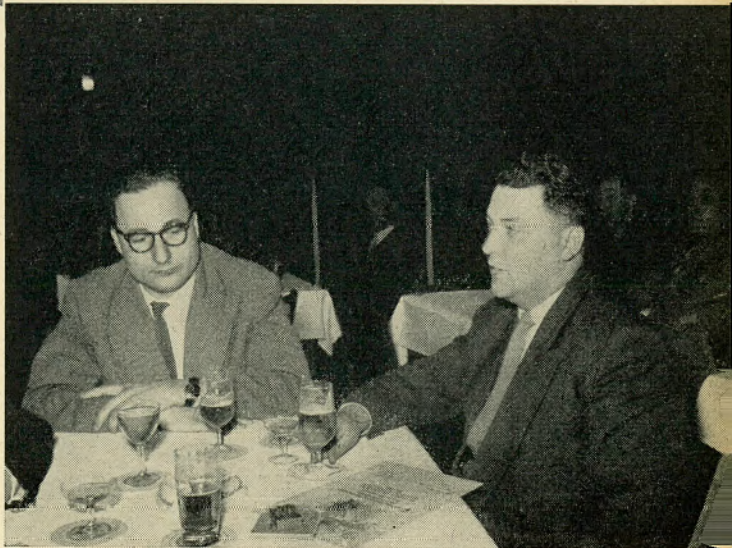
Und wo bleibt dein Vorschlag?

Es ist erfreulich, festzustellen, daß eine große Zahl unserer Belegschaft Verbesserungsvorschläge einreicht, um Arbeitszeit und Material zu sparen, die Maschinen und Werkzeuge zu schonen und zu pflegen, die menschliche Arbeitskraft zu schützen und die Arbeit zu



erleichtern. Jeder erfolgreiche Verbesserungsvorschlag trägt zur Sicherung des Arbeitsplatzes bei. Daran sollten alle denken.

Wer glaubt, eine gute Idee zu haben, reiche seinen Verbesserungsvorschlag ein. Es lohnt sich — für den Einreichenden und für uns alle. Einsendungen an: Dipl.-Ing. Sondermann, Kaliberwalzwerke. Überall im Werk hängen unsere Briefkästen.



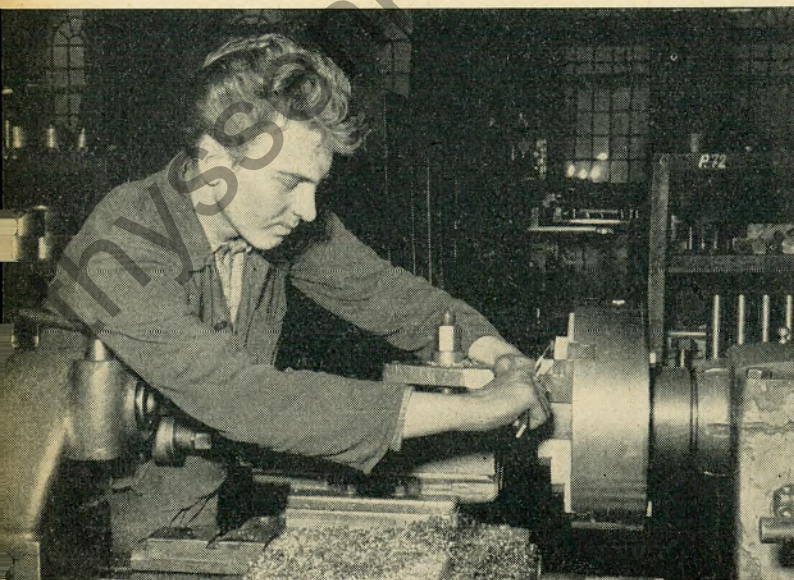


Sie wurden freigesprochen

Neun kaufmännische Lehrlinge haben sich zur Handlungsgehilfenprüfung gemeldet und die Prüfung bestanden, davon mit der Zensur „gut“: Regina Gräve, Marlies Möllenberg, Hans-Jörg Musial, Klaus-Detlef Stenzel.

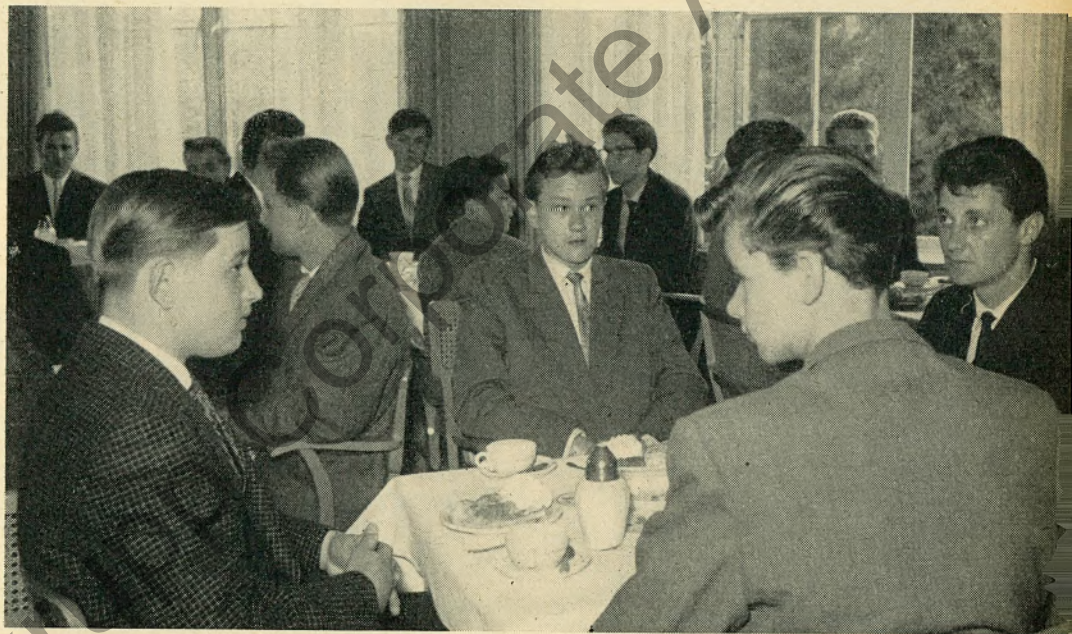
Gleichzeitig bestanden zwei technische Zeichnerlehrlinge ihre Prüfung.

Gerhold Hoedt bestand „mit Auszeichnung“



An der Facharbeiterprüfung „Eisen und Metall“ nahmen 106 Prüflinge teil. „Mit Auszeichnung“ bestand der Dreher Gerhold Hoedt und mit „gut“ der Starkstromelektriker Manfred Zimmermann, der Maschinenschlosser Dieter Pannenbäcker, die Betriebsschlosser Peter Halbsguth, Frank Jaeschke, Norbert Müller, Erich Rimpler, H.-Jürgen Schneck, die Bau-schlosser Wolfgang Bludau, Otto Deutschmann, Klaus Heipel, Helmut Hinz, Günther Jedrzejak, Klaus Karsberg, Ralf Kersten, Klaus Klingenberg, Heinz Lau, Kurt Maaske, Jürgen Maseratis, Günter Pachela, Gerhard Schmidt, Heinz Schulz, Klaus Wegner, Karl Wohlhaupt, die Dreher E.-August Gobrecht, Ulrich Hake, Günter Scharnow, Horst-H. Schemkes, der Walzendreher K.-Heinz Kleimann, der Schmied Udo Weber, die Schmelzschweißer Wilhelm Marquardt und Johannes Wordel, der Maurer Manfred Drom, die Drahtzieher Manfred Dirksen, Heinz Gehrmann, Günter Knebel, E.-Peter Rieck, der Hüttenjungmann Gerhard Masurkewitsch.

Im Anschluß an die feierliche Freisprechung, die von der Industrie- und Handelskammer vorgenommen wurde, fuhren alle Prüflinge mit Omnibussen nach Bad Salzufen und Bad Oeynhausen. Arbeitsdirektor Berndsen und Betriebsratsvorsitzender Steegmann brachten den jungen Facharbeitern ihre Glückwünsche dar und wünschten ihnen viel Erfolg auf ihrem Lebensweg. Allen, die mit „gut“ bestanden hatten, wurden Prämien und Urkunden überreicht.





Ilse Walter am Plattenschrank

Beruf — Steckenpferd

Bisher 30 „hütteneigene“ Konzerte in Regie unserer Büchereileiterin — Sammel-freuden „rund um das Buch“ und um Violinkonzerte auf Schallplatten

Wer sich beruflich dem Buch verschreibt, dem wird das Buch zum Inhalt seines Lebens. Es macht ihn zum Träger jener geheimnisvollen Mission, die die Bücher haben: Brücken zu schlagen in schönere, höhere Welten des Dichterwortes, der Farbe, der Musik.

Wie sehr da eins das andere bedingt und nach sich zieht, das haben, vor allem nach dem Kriege, die Leser unserer Werk-bücherei in zahllosen Buchausstellungen und literarischen Veranstaltungen mannig-fachster Art erfahren. Aus Dichterlesung und Rezitationsabend hat sich die Aus- weitung ins Musikalische fast von selber ergeben. Regelmäßige Teilnehmer, die wußten, daß die Büchereileiterin Ilse

Das Buch als Brücke ins Reich der Musen

Walter auch als Veranstalterin von Kin- der- und Jugendnachmittagen, Kasperle- und Märchenspielen vielseitig und un- ermüdlich war, traten an sie mit der Frage heran, ob sich nicht zum Wort, das man gemeinsam zu pflegen sich be- mühte, auch einmal ein schöner Klang gesellen könnte.

So kam es am 5. Juli 1949 zum ersten Hausmusikabend, der zunächst vorsichts- halber nur „für einen kleinen Kreis von Freunden guter Musik... in den oberen Räumen der Hüttenschänke... Eingang durch den Garten“ veranstaltet wurde. Der „kleine Kreis“ weitete sich bald so sehr aus, daß die Räume nicht mehr ge- nüigten. Die Kartei der Belegschaftsmit- glieder, die regelmäßig eingeladen zu werden wünschten, schwoll immer mehr an. Solange man für einen Bach-Abend, für „Heitere Barockmusik“, „Alte weih- nachtlche Musik zur Adventszeit“, „Das

Lied“ oder „Gesellige und tänzerische Musik“ u. a. m. auf die Räume in der Hüttenschänke beschränkt war, blieb nichts anderes übrig, als aus dem wach- senden Kreis der Freunde jeweils eine Auswahl zu treffen.

Alle zusammen konnten, vermehrt um Gäste aus der Stadt, erst kommen, als der Festsaal wiederhergestellt war, der seit dem Frühjahr 1953 den „hütten- eigenen“ Konzerten einen wahrhaft wür- digen Rahmen gibt. Das eine und das andere Mal hatte auf Wunsch der Musik- gemeinde der ausführende Künstler oder einer von mehreren erläuternde Worte gesprochen. Ilse Walters Bestreben, be- lehrende Einführung und Aufführung im Prinzip getrennt zu halten, ließ sich erst vom Herbst 1956 an in die Tat umsetzen, als der neue Jugendlersraum fertig war und an ausleihfreien Mittwochnach- mittagen musisch lernfrohen Gästen Gelegen- heit bot, sich um einen Vortragenden und ein Kleinklavier zu versammeln. Auf Rollen gesetzte Regale und schwedische Stapelstühle bewirken in kürzester Frist eine vollkommene innenarchitektonische Veränderung dieses ebenso hübschen wie zweckmäßig eingerichteten „Mehrzweck- raumes“.

Künstlerpech — Pech mit Künstlern

Hier saß einmal eine andächtige Ge- meinde versammelt und harrete des Vor- tragenden, der bei Schnee und Eis vor 8 Uhr an der Mosel aufgebrochen war, im eigenen Wagen. Um 17.10 Uhr ein Anruf aus Bochum: „Ich komme, ich komme...“ Der schwarze Anzug blieb

im Koffer, als er, um reichlich eine halbe Stunde verspätet, eintraf, und die Erinnerung an die Normaluhren in allen durchfahrenen Städten, die ihm mit unerbittlicher Zielstrebigkeit gezeigt hatten, daß er es nicht pünktlich schaffen würde, wurde zugedeckt von den Beifallsstürmen, die seine fürs Ausharren reichlich belohnten Hörer seiner Rezitationskunst zollten.

Wenn wir ein andermal un-erheitert und un-belehrt nach Hause gehen mußten, so lag das daran, daß der Einführer in ein Konzert statt um 17.15 Uhr um 18.30 Uhr erschien, seiner Meinung nach überpünktlich, weil er, trotz mehrfacher genauer Datierung, geglaubt hatte, die Veranstaltung wäre abends. Was die fünfviertel Stunden vergeblichen Wartens mit mehr als 60 Geladenen der Veranstalterin an Nervensubstanz und Seelenkraft gekostet haben, das mag ermesen, wer jemals eingeladenen Gästen gegenübergesessen hat und ihnen nichts anbieten konnte! Magerer Trost, abends im „Hör zu“ als Horoskop der Woche verzeichnet zu finden: Über plötzliche Veränderungen und Hindernisse regen Sie sich zu sehr auf. Verpaßte Verabredungen, vergessene Briefe, versäumte Gespräche sind Dinge,

die Sie auf alle Fälle vermeiden sollten.“ 1954 spielte während eines plötzlichen Kälteeinbruchs die Heizung im Festsaal, die es sonst gern zu gut meint, der Veranstaltung einen Streich: Sie tat es nicht. Gegen den eisigen Nordost, der auf der Längsseite des Saales stand, schützten sich die Hörer mit heraufgeholtten Mänteln. Den Künstlern blieb nur übrig, ihren erstarrten Fingerspitzen innere Glut zuzuleiten.

Um die „Alte weihnachtliche Musik zur Adventszeit“ besonders stimmungsvoll zu gestalten, waren rings an den Wänden Wachskerzen aufgesteckt worden, deren eine in der zunehmenden Wärme sich schieflegte und in Tropfen ergoß — ausgerechnet auf die Laute, die für ihr soeben beginnendes Solo in verzweifelt-lautlosem Kratz- und Schabprozeß vom Wachs befreit werden mußte. Kleine Fische? Im Augenblick der Aufführung schlimmer, peinlicher und aufregender als die großen Fische, die zwei gebrochene Pedale an einem geliehenen Flügel darstellten. Von der Leihfirma versehentlich auf der Bühne abgestellt, mußte das Instrument in den Saal hinuntergehoben werden, und da passierte es eben. Als der Stimmer kam, waren die Pedale



schon wieder angeschweißt. Das Publikum merkte nichts davon.

Die Lungenentzündung aber, an der der Leiter eines Quartetts am Tage vor seinem Konzert erkrankte, ließ sich nicht verheimlichen. Es gelang sogar, mit schriftlicher Benachrichtigung und telefonischem Anruf alle Geladenen vor einem vergeblichen Gang in den Festsaal zu bewahren, bis auf einen, der einsam vor der verschlossenen Tür stand und traurig auf dem vorsichtshalber angebrachten Anschlag las, daß und warum er un-erquickt bliebe.

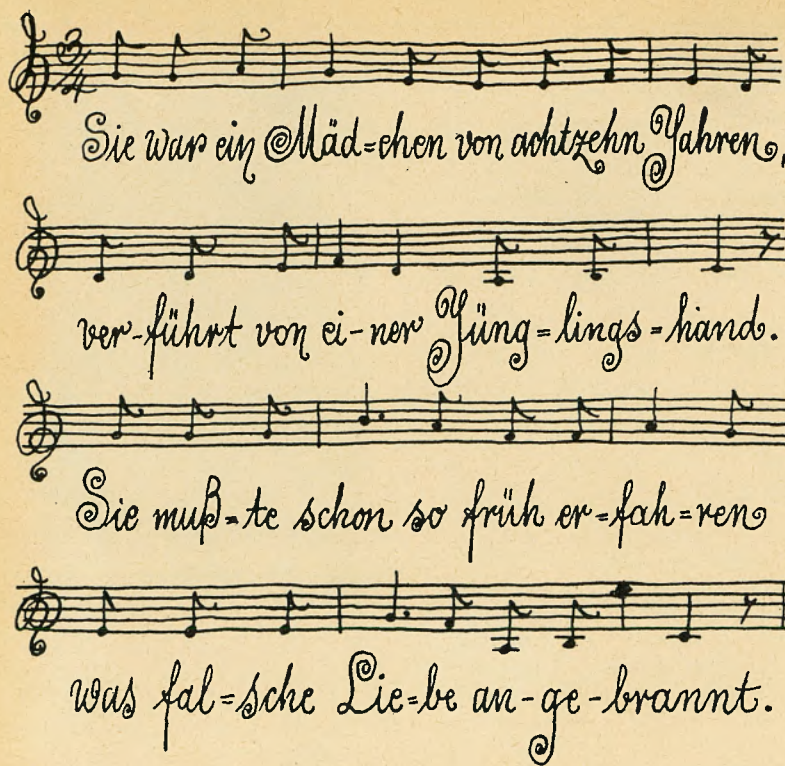
Rund um den Plattenspieler

Als Veranstalter auch des schönsten Konzerts bleibt man mit anschließender geselliger Bewirtung und Betreuung der Künstler, die manchmal im Gästehaus übernachten und am folgenden Tage gern eine Werkführung mitmachen möchten, letzten Endes immer im Dienst. Um sich auch manchmal ganz ohne Verantwortung, ganz passiv und ganz privat, dem Genuß klassischer Meisterwerke hingeben zu können, schenkt man sich selber zu Weihnachten einen Musikschrank und den „Grundstein“ zu einer Plattensammlung: Schumanns „a-Moll-Konzert“, Beethovens „Violinkonzert“ und die „Unvollendete“ von Schubert. In der Familie und im Freundeskreis spricht es sich bald herum, daß man am liebsten Violinkonzerte hört, und die vorwiegend weibliche Belegschaft der Werkbücherei gerät nie mehr in Verlegenheit, wenn es gilt, der Leiterin zu einem markanten Festtag ein „passendes“ Geschenk zu machen.

So kommt man zu Kostbarkeiten, wie dem ganzen „Figaro“ mit italienischem Text, zur „Verteidigungsrede des Sokrates“, gesprochen von Werner Krauß, Textproben von Matthias Claudius erlesener Lyrik. Man freut sich über neuzeitlich-praktische Aufbaukassetten für die Platten und verschmerzt mit einem

Querschnitt durch die „hütteneigenen“ Konzerte vor einem Plakat, wie es manchmal in den Werkeingängen zu Veranstaltungen der Bücherei lädt!





lachenden und einem weinenden Auge, wenn z. B. eine — immerhin ersetzliche — so verlorengeht: Ein Bekannter aus dem Betrieb, auch Plattensammler, leiht sie aus, indem er baldige Rückgabe und pfleglichste Behandlung zusichert. Damit der Platte ja nichts passiert, trägt er sie als Einzelpaket vorsichtig zu seinem auf dem Hüttenparkplatz wartenden Auto. Da er aufschließen und sonstiges Gepäck verstauen muß, legt er die Platte vorsichtshalber aufs Verdeck, richtet alles zur Abfahrt her, steigt ein und (wer denkt schon an Pakete auf dem Dach?) fährt ab. Am Borsigplatz ungefähr fiel's ihm ein. Aber obwohl er sofort zurückfuhr und die Platte suchte wie eine Stecknadel, hat er sie nicht gefunden, keine Scherbe und keinen Krümel. Sammlerpech!

Rund um das Buch

Unersetzlich, weil nicht im Buchhandel erhältlich, als Sonderausgaben von Verlegern zu seltenen Gelegenheiten herausgekommen, sind manche Stücke, die Ilse Walter auch außerhalb der aus kleinen Kostbarkeiten bestehenden Sammlung „Rund um das Buch“ im Laufe der Jahre zusammengetragen hat. Da findet sich eine „Kulturgeschichte des Papiers“, ein „Stundenbuch für Letternfreunde“, ein „Lesebrevier“, Sieburgs „Nur für Leser“. Da ist die Beziehung zwischen Buch und Malerei hergestellt in einem Bildband, der Lesende enthält, von Malerhand festgehalten: „Über ein Buch gebeugt“. Da sind mittelalterliche Blätter künst-

lerisch gefaßt, ein altes Exemplar von „Des Knaben Wunderhorn“, in materialknapper Zeit selbst eingebunden von einer Mitarbeiterin. Da wird dem gewaltigen Handatlas von Andree das kleinste Buch der Sammlung (2,5 mal 4,5 cm) gegenübergestellt: Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ in rotem Saffian mit Goldschrift, 372 Seiten stark.

Ganze Regale sind dem eigentlichen Spezial- und Studienggebiet der Geschichte und Werken über Westfalen und Dortmund vorbehalten. Und wenn man sich richtig umsieht in der Wohnung, dann merkt man, daß wirklich überall Bücher sind. Ausrangierte, nicht ganz wertvolle und mit dem besten Willen kaum mehr unterzubringende lagern im Kämmerchen.

Aus einem Fach taucht als liebevoll gehegtes „Steckenfohlen“ eine Sammlung von besonders schön bebilderten und textlich ansprechenden Kinderbüchern auf. Vom hochmoralischen, aus Großvaterzeiten stammenden und Seite für Seite von begierigen Kinderhänden zerfledderten „Eins, zwei, drei — Bicke backe Brei“ bis zur gerade herausgekommenen „Geschichte vom Räuber Brumbu-Bu und der Prinzessin Süßü-San“ und den schönsten ausländischen Kinderbüchern ist alles da.

„Gedichte in Hunsrücker Mundart“, in Saarbrücker Mundart „For Schbass unn for Ernschd“, Heimerans „Fahrradbüchlein“, Boßdorf: „De verhexte Karnickel-

buck“, die drollige Sammlung „Hinaus in die Ferne“, die Gedichte und ihre Parodien enthält.

„Aber da war noch etwas, Fräulein Walter, Sie sammeln doch etwas ganz Ausgefallenes...?“ „Jawohl, die Moritaten!“

„Ja, die Moritaten!“

Da sind wir an eine Fundgrube des Humors und des wonnevollen Grusels geraten, das wir alle einmal verspürt haben, wenn früher die Mädchen sangen vom „Räuber Rinaldini“, „Heinrich lag bei seiner Neuvermählten“, „Mariechen saß weinend im Garten...“ Alle diese Schauer- und Melodramen sind gesammelt unter Titeln wie „Schock schwere Not!“, „Lieder aus der Küche“, „Musenklänge aus dem Leierkasten“, „Drehorgel-Lieder“; alle singen, sagen, beginnen oder enden etwa so:

„Dann lief Ulrike in die Speisekammer,
vergriff sich, keuchte und fiel meuchlings um,
Sie war erstickt an einer Wäsche-
klammer, o Jammer!
Drum schweigt des Leiermannes Orgel
stumm.“

„Er starb — welch ein Dilemma! — mit einem Fluch auf Emma.
Als Geist spaziert er nächtig durch Burg und Saal bedächtig und klappert niederträchtig; auch Emma 'n geigt voll Klarheit er ungeschminkte Wahrheit.
Sie endete im Elend, den Tod freiwillig wählend, die Seele Gott empfehlend.
Nun schau'n sie als Gespenster zusammen 'aus dem Fenster.“

„O fürchtet eines Weibes Rache und der verschmähten Liebe Wut; Auf daß nun beides nicht erwache, Sei, Jüngling, stets auf deiner Hut. Liebst du ein Mädchen, bleib ihr treu, Damit sie dir ein Gleiches sei.“

Den „Liedern aus der Küche, Perlen vergessener Poesie“ sei die folgende traurige Geschichte zur Gänze entnommen:

„Sie war ein Mädchen von achtzehn Jahren,
verführt von einer Jünglingshand.
Sie mußte schon so früh erfahren,
was falsche Liebe angebrannt.“

Sie liebte ihn mit ihrem Herzen, doch er, er war ein Bösewicht.
Da fühlte sie mit tausend Schmerzen: Er, der Geliebte, liebt mich nicht!

Von Hamburg ging sie bis nach
Hameln,
von dort bis an die Eisenbahn.
Sie wollt' ihr Haupt auf Schienen
legen,
bis daß der Zug aus Barmbeck kam.
Jedoch der Schaffner sah's von ferne,
er bremste mit gewalt'ger Hand.
Jedoch der Zug, er blieb nicht
stehen —
Ein Haupt rollt blutrot in den Sand.“

Grotesker aber als die schauerlichste, auf
Herz und Schmerz, Mord, Not und Tod
abgereimte Ballade sind die Werke der
„Dichterin“ Friederike Kempner, des
„schlesischen Schwans“, die zu Mori-
taten wurden, ohne daß ihre Schöpfe-
rin das im mindesten beabsichtigt hatte:

„Einsam wachend lieg ich im Bette,
Wo selbst Mörder ruh'n.
Oh, daß ich nur Gutes begangen
hätte!

Ob Mörder Gutes tun?
Ob Mörder ein Gewissen haben?
Nur Gott es weiß!
Sind Nachtigallen gleich die Raben?
— Mein Bett ist weiß!“

Tausende von Büchern in bestimmte,
thematisch bedingte Ordnung zu brin-
gen, das kostet so viel Zeit und Kraft,
wie ein Nicht-Bücherfreund niemals für
möglich halten würde. Der Angleichun-
gen, Anlehnungen, Überschneidungen
und der zuordnenden Möglichkeiten sind
zu viele. Und wenn es im Frühjahr gar
an den Hausputz geht und jedes dieser
so sorgfältig aneinandergereihten Bücher
mit fachgerechtem Handgriff aus dem
Fenster geschlagen werden muß, dann
hat das Steckenpferd sozusagen manchen
schweren Karren aus dem Dreck zu
ziehen.

Aber aus den Büchern läßt sich hin-
wiederum auch für diese Situation Trost
schöpfen. Alles erscheint nur halb so
schlimm, wenn etwa eines sich zufällig
auf der Seite aufklappt, wo verzeichnet
steht:

„O Mitmensch, wisse, daß sein Grab-
mal selber schaufelt,
wer allzufrüh am eig'nen Los ver-
zweifelt!“



Wahrhafte Beschreibung
einer
schauerhaften Mordtat,
welche kürzlich
eine Mutter an ihren fünf Kindern
und sich selbst
auf einer Auswanderungsreise in Havre de Grace
verübte.

SCHENKE FREUDE!

Denk, o Mensch, wie kurz dein Leben,
Denk nicht erst im Alter dran,
Freude sollst du immer geben,
Gib, solange du geben kannst.

Schenke Freude hin und wieder,
Jedem, der dir nahesteht,
Eh du schließt deine Lider,
Denn dann ist's für dich zu spät.

Laß die Menschen, die du gerne,
Nie im Leben abseits stehn,
Schicke Grüße aus der Ferne,
Mußt du mal von ihnen gehn.

Denke stets an deinen Nächsten,
Der in Not und Sorge ist.
Halte dich nie für den Besten,
Weil man dich sonst gern vermißt.

Halte fest an deinem Glauben,
Und vergiß nie das Gebet.
Laß die Menschen, die nicht taugen,
Weil es dir sonst auch so geht.

Rede wahr, sei treu und ehrlich,
Fällt es dir auch manchmal schwer,
Sei zufrieden und begehr nicht,
Hat der andre auch mal mehr.

Glaube nie, es geht nicht weiter,
Wenn vom Pech du mal verfolgt,
Scheinen andre auch sehr heiter,
Jeder Glanz ist längst kein Gold.

Im Spiele such den Reichtum nicht,
Denn auch Verlust gehört dazu,
Erfüll mit Freude deine Pflicht,
Vom Anfang bis zur letzten Ruh'.

Horst Sonntag, Qualitätsstelle



21 riefen zünftig „Ahoi“ und einer aus alter Gewohnheit „Helau“, als der „Segelklub Westfalen“ am Halterner Stausee mit seinen Booten die neue Segelsaison eröffnete. Während die Wasserratten bei schönstem Sonnenschein und einer leichten Brise — von den guten Wünschen des Vereinsvorsitzenden Heinrich Freund begleitet — sofort „in See stachen“, folgten die weniger Zünftigen der Flotte mit dem Motorboot. Bei dem anschließenden gemütlichen Teil in der „Stadtmühle“ drückte Ehrenmitglied Arbeitsdirektor Alfred Berndsen die Bereitschaft aus, als Steuermann an den Geschicken des Vereins mitzuwirken.

Der „Segelklub Westfalen“, der vor drei Jahren von sieben Männern in unserer Werkschänke gegründet wurde, verfügt schon heute über einen beachtlichen Mitglieder- und Freundeskreis, der sich zum großen Teil aus Belegschaftsmitgliedern zusammensetzt. Zu den bisherigen Booten wird in der nächsten Zeit noch ein „Pirat“ für die Jugend und für Anfänger kommen, der augenblicklich von Lehrlingen „gebaut“ wird.

Außer Entspannung und Erholung brachte das Segeln inzwischen mehreren Mitgliedern bei Wettkämpfen auch sportlichen Ruhm ein.





*Botschaftsrat Twerdochlebow (2. v. links) und Botschaftssekretär Bazanow (1. v. rechts)
im Gespräch mit Johannes Hoischen (1. v. links) und Kurt Fiebich (2. v. rechts)*

Unsere offene Tür

Der Abschluß verschiedener Abkommen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik im vergangenen Monat erschließt die Möglichkeit, zumindest auf dem offiziellen Weg zu einem Gedankenaustausch der verschiedenartigsten Probleme zu gelangen. So besuchten auf Einladung der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft der sowjetische Botschaftsrat Twerdochlebow und Botschaftssekretär Bazanow unsere Westfalenhütte. Die Gäste waren von unserem hohen technischen Leistungsstand sehr beeindruckt. Es war daher verständlich, wenn nicht nur die betriebsinterne Praxis — auch auf sozialem Gebiet —, sondern vor allem auch die Probleme des technischen Nachwuchses und der technischen Führungskräfte der hervorstechendste Punkt der Diskussion waren. Botschaftsrat Twerdochlebow gab eine eingehende Darstellung über die Hochschulbildung in der Sowjetunion, die er in seinem Vortrag im Studio des Fritz-Henßler-Hauses noch näher erläuterte.

Danach hatte die Sowjetunion zunächst ein Alphabetentum zu überwinden, das vor 75 Jahren noch rund 75 Prozent der Bevölkerung der UdSSR

betrug. Erst im Jahre 1919 wurde die allgemeine Schulpflicht bis zum 15. Lebensjahr eingeführt. Nach schwerem Anfang habe die Erziehung zum schöpferischen Wirken nunmehr bedeutende Erfolge aufzuweisen. Heute studieren in der Sowjetunion zwei Millionen Studenten an 767 Hochschulen und 39 Universitäten. Die drei Grundtypen des Hochschulwesens sind die Universitäten, die polytechnischen Institute und die Fachhochschulen. Der begabten Jugend der Sowjetunion stünden alle Studienwege offen, und Gebührenfreiheit, Stipendien und eine Arbeitsvermittlungskommission ermöglichten es, daß 90 Prozent der Studenten ein ordnungsmäßiges Examen ablegten. Von besonderem Interesse sind die Zahlen für den technischen Nachwuchs. Mehr als ein Drittel aller Studierenden, nämlich 700 000 Studenten, werden an den technischen Hochschulen ausgebildet. Zur Zeit gibt es in der UdSSR 198 technische Hochschulen.

Es sei das Ziel der Sowjetunion, bis zum Jahre 1960 die Zahl der Fachkräfte auf jedem wissenschaftlichen Gebiet zu verdoppeln.

Solche Zahlen — und wir sind von ihrer Echtheit überzeugt — sollten die Verantwortlichen in unserer Bundesrepublik nachdenklich stimmen. Das geht besonders die Gegner der Errichtung einer zweiten technischen Hochschule im Ruhrgebiet an. Wir erwarten, daß der neue Landtag von Nordrhein-Westfalen sich das letzte Gutachten des Unterausschusses zu eigen macht und den Start freigibt für den Baubeginn einer zweiten technischen Hochschule in Dortmund.

Was kostet ein Kraftfahrzeug?

Wenn im Frühsommer die Sonne den letzten Großstädter ins Freie zieht, die Blumen blühen und lauer Wind die trüben Nebel vertreibt, wenn sich die großen Autostraßen wieder, frei vom Eis, sauber und glatt wie helle Bänder über die Landschaft breiten, dann wird bei Tausenden und aber Tausenden von Menschen der Wunsch wach, selbst im eigenen Wagen über solche Straßen zu rollen. Oft ist es ein lang gehegter Wunsch, der nicht einmal so sehr dem Bedürfnis nach Erholung oder Vergnügen entspringt, als vielmehr dringenden beruflichen Erfordernissen und Gründen der Zeitersparnis. Der Besitz eines Autos hat längst aufgehört, ein Luxus zu sein. Zwar kann sich, was die Motorisierung anbetrifft, die Bundesrepublik noch längst nicht mit den USA messen, wo auf jeden dritten Einwohner ein Pkw entfällt. Denn bei uns ist erst jeder 25. Bürger Besitzer eines Pkw. Wir liegen damit, um nur einige Länder zu nennen, noch hinter Schweden (9,7), England und Frankreich (je 12) und der Schweiz (15). Dennoch aber ist die Kurve gewaltig im Steigen. Und es ist ein gutes Zeichen unserer sozialen Entwicklung, daß auch die Zahl der Autobesitzer sich in den Kreisen der Arbeitnehmer ständig erheblich vergrößert. Dem Bedürfnis nach dem „fahrbaren Untersatz“ des Lohn- und Gehaltsempfängers hat die Industrie weitgehend, vielleicht sogar ein bißchen zu weitgehend, durch die neuen Konstruktionen der Kleinwagen Rechnung getragen. An dem Rennen um die Interessenten nehmen jetzt schon 20 verschiedene Typen zwischen 191 ccm und 596 ccm Hubraum teil. Diese Vielzahl erschwert die Wahl beim Kauf eines Kleinwagens natürlich erheblich. Aber vielleicht fällt die Entscheidung leichter, wenn wir einmal den Bleistift zur Hand nehmen und errechnen, wieweit die finanziellen Möglichkeiten für den Unterhalt eines Pkw über 500 ccm bzw. eines Kleinwagens bis zu 500 ccm gehen. Die Finanzämter haben als absetzbare Kosten für die Benutzung von eigenen Fahrzeugen für Fahrten von der Wohnung zur Arbeitsstätte als Pauschalsatz 0,25 DM je km für Pkw und 0,18 DM je km für Kleinwagen bis 500 ccm festgelegt. Auch für Reisekosten von Lohnsteuerpflichtigen werden die gleichen Sätze ohne weitere Nachprüfung zugestanden. Das sind immerhin verlässliche Anhaltspunkte, aber der ernsthafte Reflektant auf einen Wagen wird auf eine genauere Kostenermittlung Wert legen. Der ADAC hat sehr exakte Tabellen errechnet, die einen weitgehenden Überblick gestatten. Darin werden für einen Pkw mit 1184 ccm (VW-Export) bei einer Jahresleistung von 20 000 km folgende Kosten errechnet:

Listenpreis	4600,— DM
+ Überführungs- und Zulassungskosten	200,— DM
— Wert der fünffachen Bereifung	4800,— DM
Buchwert ohne Bereifung	366,— DM
	4434,— DM

A. Feststehende Auslagen je Jahr für 20 000 km:

1. 15 % Abschreibung von 4434,— DM	665,10 DM
2. 6 % Verzinsung von 4434,— DM	266,04 DM
3. Kraftfahrzeugsteuer	173,— DM

4. a) Haftpflichtversicherung + 5 % Versicherungsteuer	168,— DM
b) Fahrzeugteilversicherung + 5 % Versicherungsteuer	27,30 DM
5. Garagenmiete	360,— DM
6. Waschen und Pflege	300,— DM
7. Sonstige Nebenausgaben	200,— DM
	2159,44 DM

B. Reine Betriebskosten je 100 km:

8. Kraftstoff	5,10 DM
9. Öl	0,56 DM
10. Reparaturen, Ersatzteile, Zubehör	2,— DM
11. Wertminderung: 1/4 % von 4434,— DM	1,11 DM
12. Bereifung	0,98 DM
	9,75 DM

Die Gesamtkosten je km bei 20 000 km Jahresleistung betragen somit:

a) Anteil der stehenden Kosten je km:	2159 : 20 000	0,1079 DM
b) Anteil der reinen Betriebskosten je km		0,0975 DM
Gesamtkosten je km		0,2054 DM
Gesamtkosten je Jahr: 0,2054 × 20 000 =		4108,— DM

Für einen durchschnittlichen Kleinwagen ist nachfolgende Kostenaufstellung errechnet worden:

Listenpreis	3102,— DM
+ Überführungs- und Zulassungskosten	100,— DM
	3202,— DM
— Wert der Bereifung	203,— DM
Buchwert ohne Bereifung	2999,— DM

A. Feststehende Auslagen je Jahr für 20 000 km:

1. 15 % Abschreibung	449,85 DM
2. 6 % Verzinsung	179,94 DM
3. Kraftfahrzeugsteuer	44,— DM
4. a) Haftpflichtversicherung + 5 % Versicherungsteuer	94,50 DM
b) Fahrzeugteilversicherung + 5 % Versicherungsteuer	15,75 DM
5. Garagenmiete	240,— DM
6. Waschen und Pflege	200,— DM
7. Sonstige Nebenausgaben	120,— DM
Summe der feststehenden Auslagen je Jahr	1344,04 DM

B. Reine Betriebskosten je 100 km:

8. Kraftstoff und Öl bzw. Zweitaktgemisch	4,24 DM
9. Reparaturen, Ersatzteile, Zubehör	1,50 DM
10. Wertminderung 1/3 %	1,— DM
11. Bereifung	0,65 DM
Summe der reinen Betriebskosten je 100 km	7,39 DM
Gesamtkosten je km bei einer Jahresleistung von 20 000 km	0,141 DM

Diese Tabellen genau zu studieren und mit den Möglichkeiten des eigenen Geldbeutels in Einklang zu bringen, ist dringend zu empfehlen, bevor man sich zum Kauf eines bestimmten Wagens entschließt. Es sei erwähnt, daß der ADAC, dessen Geschäftsstellen sich in fast jeder größeren Stadt befinden, für alle Typen von Motorfahrzeugen deutscher Herkunft, gleichgültig, ob es sich dabei um Kleinwagen, Pkw, Roller oder Motorräder handelt, die genauen Unterhaltskosten berechnet hat und darüber allen Interessenten bereitwillig Auskunft erteilt. Der Ankauf eines Autos ist ein Erwerb auf lange Sicht. Zweifellos erhöht es die Lebensfreude, motorisiert zu sein, aber nur dann, wenn auch die finanziellen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Darum prüfe, wer sich „ewig“ bindet. Und wenn es dann endlich soweit ist, sei jedem herzlich „gute Fahrt“ gewünscht.

GIB ACHT



AUF DICH SELBST!

Wie alljährlich, so fanden auch in diesem Jahre Verkehrssicherheitstage statt, und wie immer beteiligte sich auch wiederum die Hoesch-Westfalenhütte an dieser Aktion. Da wurden Wandernummern der „Unfallwehr“ verteilt, im Festsaal wurden Verkehrsunfallverhütungsfilme vorgeführt, in den Waschkauen liefen zur Zeit des Schichtwechsels Tonbänder mit Musik und einschlägigen Texten zur Verkehrserziehung. Alles dies geschah in der Absicht, auf die Gefahren im Straßenverkehr und die Notwendigkeit straffer Verkehrsdisziplin hinzuweisen. Schließlich beteiligt sich ja ein nicht unerheblicher Teil unserer Kollegen mit irgendeinem Fahrzeug aktiv am Straßenverkehr. Nun, wir haben durch die Polizei die Fahrräder und Mopeds überprüfen lassen, und zwar am 13. Mai und drei Tage später noch einmal, um erfahren zu können, ob die erste Mahnung genügt hatte. Hier ist das Ergebnis: Am 13. Mai wurden 806 Fahrräder überprüft und davon 267, also ein Drittel, beanstandet. Bei der zweiten Überprüfung sank die Zahl der beanstandeten Fahrräder auf ein Viertel. Also immerhin schon ein kleiner Erfolg, und wir wollen hoffen, daß die Säumigen nun auch bald nachkommen werden.

Ein ernstes Wort aber müssen wir mit den Lehrlingen reden. In der Lehrwerkstatt wurden am ersten Tage der Überprüfung 47 Prozent der Fahrräder als nicht einwandfrei bezeichnet. Dieses an und für sich schon erschütternde Ergebnis wurde noch verstärkt, als man bei der zweiten Überprüfung feststellen mußte, daß die Zahl der Beanstandungen nicht etwa zurückging, o nein, sondern im Gegenteil auf 50,4 Prozent anstieg.

Was soll man denn davon halten! Hier muß etwas geschehen, obwohl wir nicht der Meinung sind, daß es die Aufgabe einer Hütte sein kann, auch noch als Verkehrserzieher tätig zu sein. Schließlich sind es ja die eigenen Knochen und die eigene Haut, die jeder zu Markte trägt. Darum haben wir auch an den Anfang die Mahnung gesetzt: „Passe selber auf Dich auf.“ Wir meinen, daß mit den Verkehrssicherheitstagen lediglich nur Hinweise gegeben werden sollten und ein erster Anstoß, in diesem Sinne weiterzumachen, aber nicht etwa wie der Mann, der vollkommen verkehrswidrig über eine Kreuzung stolperte und dem ihn anhaltenden Polizisten zur Antwort gab: „Was denn? Wieso denn? Die Verkehrssicherheitstage sind doch schon längst vorbei!“

Bakterien

lösen

Monatskarten



Wer Charly Chaplins unvergeßlichen Film „Moderne Zeiten“ gesehen hat, wird sich sicher an eine kurze Szene erinnern, die sehr deutlich ein schwerwiegendes aktuelles Problem beleuchtet: die Aufnahme einer sich stoßenden, drängenden Schafherde wird übergeblendet zu einem Blick auf viele eilige Menschen, die einem U-Bahnschacht entströmen. Drängelei hier und da. Unangenehme Tuchfühlung bei Schafen und Menschen. Ein bitterer, aber ein wahrer Vergleich. Wir selbst sind die Betroffenen. Wir alle benutzen öffentliche Verkehrsmittel.

Wer noch darunter leidet, daß er immer wieder gezwungen ist, die Atemnähe anderer zu ertragen, hat es zweifellos schwer. Aber vielleicht bleiben gerade solche Menschen vor den schlimmsten Auswirkungen dieser modernen Massenmisere bewahrt. Denn wahrscheinlich sind sie die einzigen, die sich über das Ausmaß der Gefahren noch im klaren sind, die solche Verhältnisse mit sich bringen.

Millionen von Bakterien und anderen Krankheitserregern wechseln in öffentlichen Verkehrsmitteln, in den Straßenbahnen und O-Bussen, täglich und stündlich ihren „Brutplatz“. Griffe und Sitze, Scheiben und Lehnen werden berührt und angeatmet von unzähligen Menschen, die — meistens natürlich unbewußt — gefährliche Krankheitskeime übertragen.

Aufmerksam wie Detektive verfolgen moderne Mediziner die Entwicklung von Epidemien. Sprunghafte und mysteriöse „Ortswechsel“ solcher Massenerkrankungen lassen oft nur eine Erklärung zu: Bakterien haben Fahrkarten. Leider sogar Wochen- und Monatskarten, denn wir müssen uns ja täglich mit diesen Verhältnissen auseinandersetzen.

Das Verkehrsproblem selbst scheint zur Zeit nicht anders lösbar zu sein. Wir müssen auf die Zukunft hoffen und die Gegenwart bewältigen. Aber wie?

Nichts gegen die Reinlichkeit der verantwortlichen Verkehrsunternehmen. Die tägliche gründliche Reinigung jedes einzelnen Wagens ist eine Selbstverständlichkeit. Doch bieten diese Maßnahmen natürlich keinen vollkommenen Schutz.

Es liegt in der Hand jedes einzelnen, sich und seine Mitmenschen zu schützen. Nur peinliche Sauberkeit kann uns vor schlimmen Folgen bewahren. Wer noch eine gute Nase hat und öffentliche Verkehrsmittel benutzt, weiß leider längst, daß Sauberkeit gar nicht so selbstverständlich ist, wie man annehmen möchte.

„Volksgesundheit“ darf kein Schlagwort, es muß ein Zustand sein oder werden, den wir am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Das Wichtigste dazu müssen wir selbst tun.

Die Ausstellung von Fotoarbeiten unserer Belegschaftsmitglieder, die die Hauptbücherei in der zweiten Hälfte des April veranstaltete, hat inzwischen ihre Pforten geschlossen. Die eingereichten Arbeiten sind ihren Autoren wieder zugegangen. Es ist an der Zeit, rückschauend Erfahrungen auszuwerten und Folgerungen zu ziehen, die diese Ausstellung zu mehr als einer Augenblicksangelegenheit machen können.

Für die Dauer einer Woche waren etwa 190 Bilder der Kritik von mehr als 600 Besuchern ausgesetzt. Die Beurteilung war sehr unterschiedlich, und — was nicht besonders verwundern darf — die Meinung der Besucher deckte sich nicht immer mit der Auffassung derjenigen, die die Bilder zu dieser Ausstellung zusammengestellt und dabei auch begutachtet hatten. Das ist gut so und wird gottlob immer so sein.

In der Einladung war absichtlich nicht von einem Fotowettbewerb, sondern von einer Fotoausstellung gesprochen worden, wobei in Aussicht gestellt worden war, daß gute Bilder mit Buchpreisen bedacht werden sollen. Es sollte also in dieser Ausstellung ein

Querschnitt durch die fotografische Liebhabertätigkeit

unserer Belegschaft gezeigt werden. Somit war für alle Fotos, die überhaupt brauchbare Ansätze zeigten, Raum in dieser Ausstellung. Freilich mußten Bilder ungehängt bleiben, die nur ausgesprochenen Familienalbumcharakter hatten oder den Mindestanforderungen in bezug auf Größe und technischer Ausarbeitung nicht entsprachen. Es waren sehr wenig Bilder, die aus diesen Gründen zurückgewiesen werden mußten. Dagegen wurde schon einmal an dieser Stelle die Vermutung ausgesprochen, daß gewiß manches bessere Bild aus falscher Scheu nicht eingereicht wurde.

Wenn man in einer solchen Ausstellung einen Sinn suchen will, dann kann dieser Sinn nur darin liegen, das anerkannt

weitestverbreitete Steckenpferd

unserer Zeit

zu fördern. Kaum ein anderes Steckenpferd ist so wie die Fotografie geeignet, vielseitigen Wünschen und Veranlagungen gerecht zu werden und für den fotografierenden Amateur Dauerwerte zu schaffen. Allerdings muß der Amateur dabei von der üblichen Feld-, Wald- und Wiesenknipserei freikommen. Dazu bedarf es Vorbilder und Vergleichsmöglichkeiten. Eine solche Vergleichsmöglichkeit für alle Fotoliebhaber unserer Hütte sollte die Ausstellung sein.

Wir können mit Befriedigung feststellen, daß die ausgestellten Bilder Vergleichsmöglichkeiten zur Genüge geboten haben. Eine Auslese der ausdrucksstärksten Bilder soll das einmal darlegen.

GUTE SCHNAPPSCHÜSSE

Rückblick auf die Fotoausstellung

„Menschen in Spanien“ — Fischverkäufer





Kirmesplatzidyll

Aus einer Serie

„Menschen in Spanien“

(Graben, Dortmunder Eisenhandel), deren sechs Bilder durchweg gutgesehene Straßenszenen zeigten, wollen wir ein Foto (Bild 1) herausstellen: einen Fischverkäufer. Dieses Bild ist mehr als ein Gelegenheitsschnappschuß. Vielmehr hat man den Eindruck eines in seiner Raumaufteilung bewußt komponierten, wenn nicht sogar konstruierten Bildes. Man geht wohl nicht fehl in der Vermutung, daß dieses Bild nicht, wie es auf den ersten Augenblick scheinen mag, im Vorübergehen auf den Film gebannt wurde. Bestimmt wurde eine Portion Regie aufgewandt, wofür die Unterbringung auch nebensächlicher Bildteile eindringlich spricht. Das Gegenstück

„Kirmesplatzidyll“

entnahmen wir einer Einsendung sehr eigenwilliger, modern aufgefaßter Bilder

(Brand, V. A.). Dieser offenbar ohne jede Regie geschossene Schnappschuß läßt trotzdem die echte Rummelplatzatmosphäre offenkundig werden: Zwei salopp bekleidete Mädchenbeinpaare und ein bemalter Pfosten einer Schaubude geben eine lebendigere Schilderung des „Miljöhs“, als eine große Übersicht es hätte tun können. Alles, was der Rummelplatz außer diesen Figurentorsos noch zu bieten hat, kann die eigene Phantasie besser vervollständigen als jedes Bild. Die sooft gehörte Feststellung, daß die Welt voller lohnender Fotomotive stecke, wird durch dieses Bild eindringlich gestützt. Man muß offenbar nur wissen, wie man Alltäglichkeiten interessant in dem Rahmen eines Bildes unterzubringen hat.

Viel Beachtung fanden zwei umfangreiche Serien:

„Deutsche Heimat“

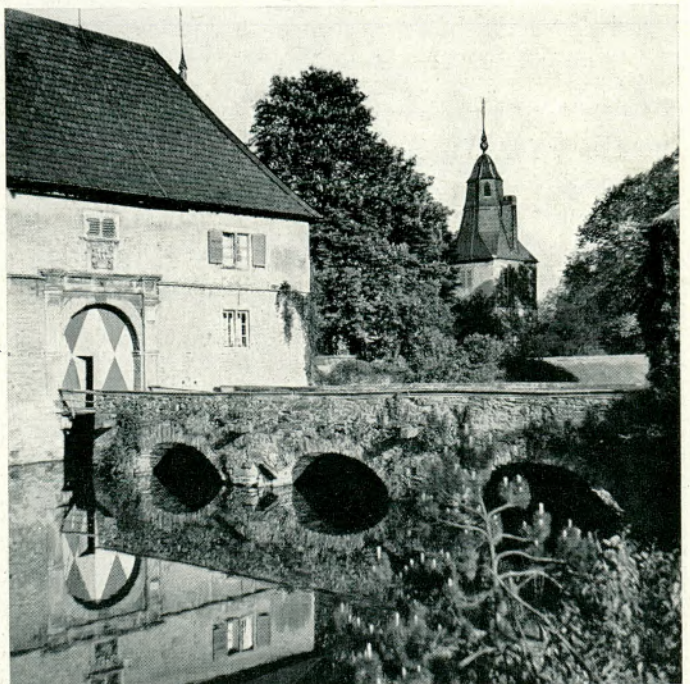
und „Herbstbilder“ (Wolf, HO.). Besonders die zweite dieser Serien mit ihren Farbsinfonien in Braun, Rot, Orange und sattem Blau, mit farbenprächtigen Landschaftsbildern sowohl aus dem Löttringhauser Wald wie aus den Rocky Mountains stach sehr ins Auge. Für die Wiedergabe in unserer Zeitschrift sind die Bilder der schwarzweißen Heimatserie besser geeignet. Aus dieser elf Bilder umfassenden Serie zeigen wir ein Bild aus unserer engeren Heimat, das Schloß Westerwinkel. Alle Bilder dieser beiden Serien zeigten abgerundete und ausgewogene Landschaftsmotive.

Daß nicht nur Bilder aus fernen Ländern schön und interessant zu sein brauchen, beweist das Foto

„Stählerne Straße“

(Meier, Betriebsbuchhaltung, und Frielinghaus, E. A.). Dieses Bild wurde auf

Schloß Westerwinkel



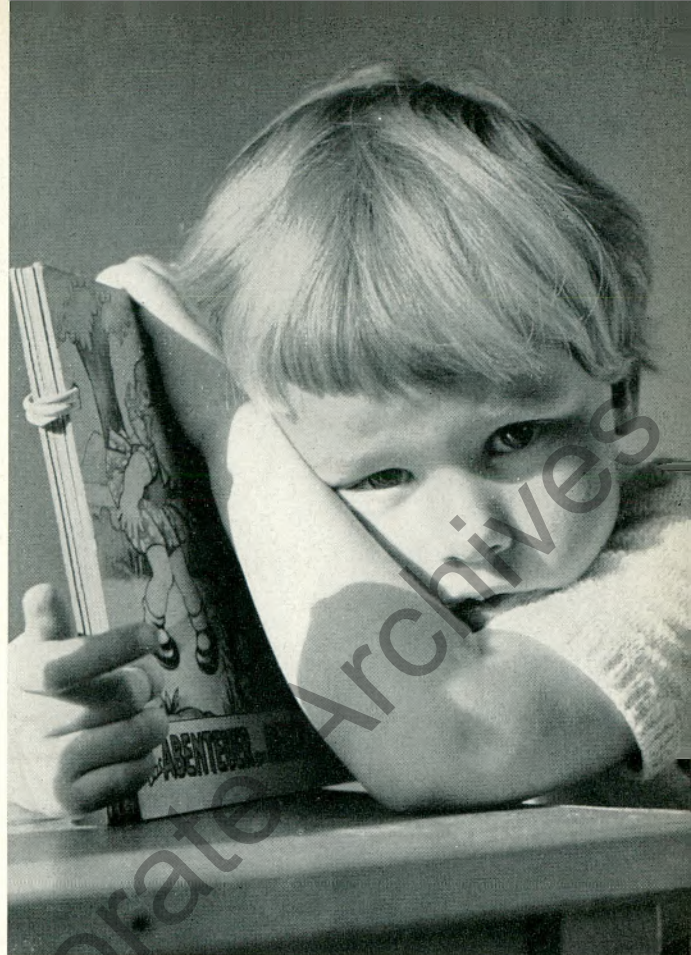
einem Eisenbahndamm mitten in unserer Stadt fotografiert. Ein paar Schienen, Flügelsignale und ein Stückchen sonnigen Himmels, alles platzgerecht in den Sucher gebracht, ergeben eine durchaus ansprechende Komposition. „Beschränkung auf Wesentliches“ wurde hier groß geschrieben, eine lobenswerte Eigenschaft für den Fotografierenden, die leider viele Bilder in der Ausstellung vermissen ließen. Durch ihren echten Ausdruck und ihre präzise Schärfe fielen mehrere Kinder- und Tierbilder auf (Dr. Peters, V.A.), von denen wir das Bild

„Im Märchenland“

zeigen. Die Gefahr, das Foto eines Kindes zu einem albumreifen Erinnerungsbild werden zu lassen, das außer den Autor nur noch die Familie interessiert, ist sehr groß. Bei den Bildern dieses Autors war die Gefahr gebannt. Sie waren aus der Sphäre der Erinnerungsbilder wohltuend herausgelöst und zeigten schlechthin Kinder mit den für alle Kinder typischen Verhaltensformen. Nicht als schönes Bild, wohl aber als ausgefallene Idee ist das Bild

„Durstiges Dortmund“

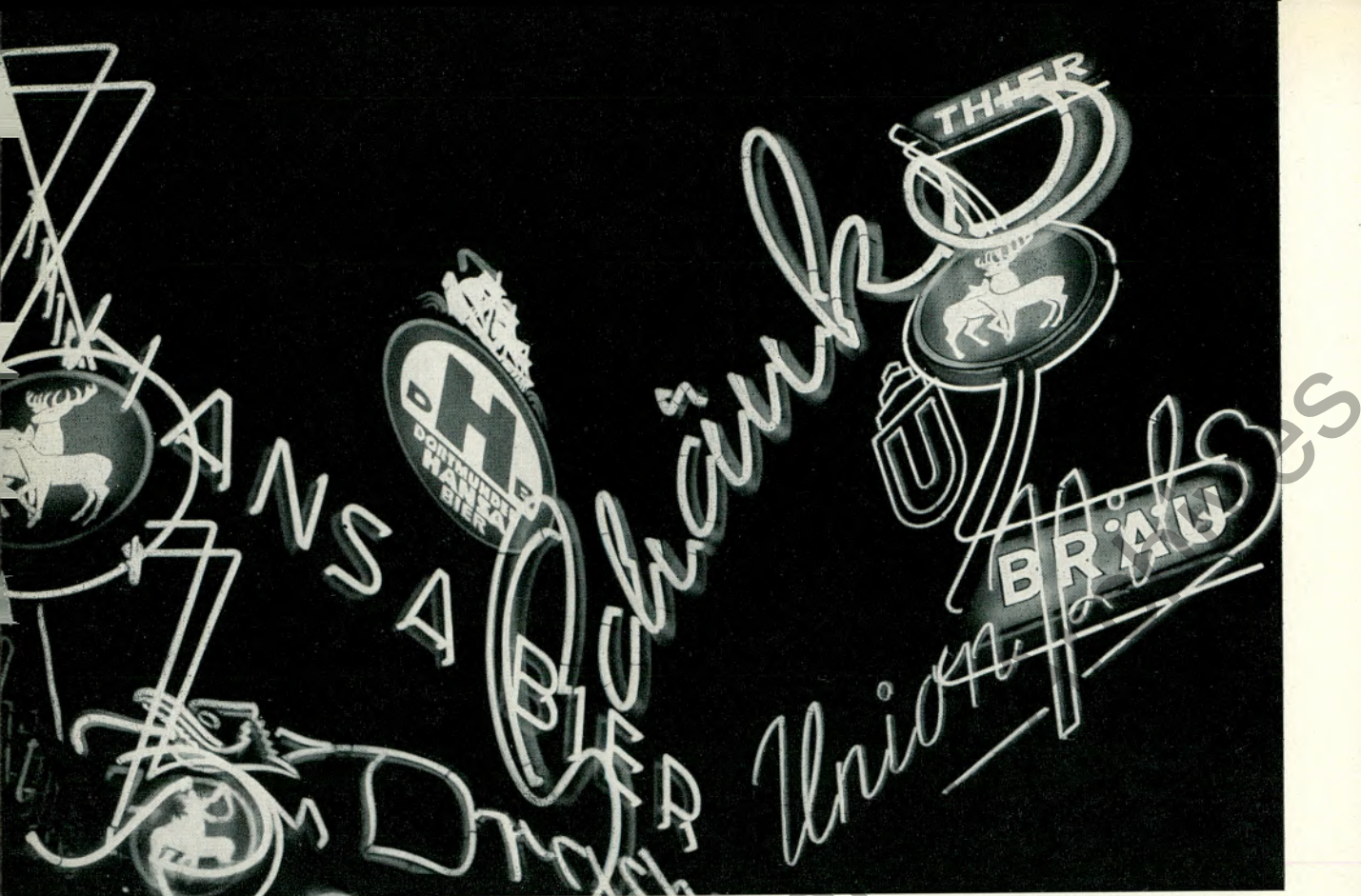
(Finkensiep, Steinfabrik) anzusehen. Diese Mehrfachbelichtung der verschiedensten



Im Märchenland



Stählerne Straße



Durstiges Dortmund oder „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“

Brauerei- und Gastwirtschaftslichtreklamen kann wohl als guter Einfall gewertet werden und zeigt, daß ein findiger Kopf auch außer den durch „Sonne, Blende 11, $\frac{1}{50}$ Sek.“ gezogenen Grenzen noch lohnenswerte Motive findet. Zugegeben, diese Idee ist nicht mehr patentreif. In der Durchführung eines solchen Bildgedankens ergeben sich einige nicht ganz leicht zu meisternde Schwierigkeiten, wenn das Gesamtbild solcher Mehrfachbelichtungen abgerundet erscheinen soll. Diese Bilder wurden mit einem Sonderpreis bedacht. Es versteht sich von selbst, daß sie auch technisch einwandfrei waren. Nicht alle Bilder können an dieser Stelle besprochen und nicht alle Beteiligten mit Namen genannt werden. Die Zahl der mit Preisen ausgezeichneten Bilder wurde bewußt durch

Anlegung eines strengen Maßstabes

kleingehalten. Der Anreiz, mit einem guten Bild einen wertvollen Buchpreis mit nach Haus nehmen zu können, soll nicht abgewertet werden. Die herausgestellten Bilder müssen mit Nachdruck beispielhaft wirken, wenn der eingangs erwähnte Sinn der Ausstellung erreicht werden soll: durch Vergleiche mit Bildern anderer Fotoamateure zu besseren eigenen Bildern und damit zu einer zweckmäßigen und sinnvollen Freizeitbeschäftigung zu kommen. Keineswegs soll aber mit der Anlegung strenger Maßstäbe die Freude an der Beteiligung an solchen Ausstellungen gedämpft werden. Im Ge-

genteil, dazu ist eine noch regere Beteiligung höchst wünschenswert.

Mit diesem letzten Satz wurde schon ganz vorsichtig eine Katze aus dem Sack gelassen: Es ist beabsichtigt, die Ausstellung von Fotoarbeiten unserer Belegschaftsmitglieder

im kommenden Frühjahr

zu wiederholen. Für alle, aber wirklich für alle Fotoamateure in unserer Belegenschaft ergibt sich also die Möglichkeit eines gut vorbereiteten Leistungsvergleiches. Dieser Vergleich wird um so schärfer und interessanter, je früher und nachhaltiger auf ihn hingearbeitet wird. Also nicht in letzter Stunde ein Bild aus der Schublade gekramt, das einem selbst — wer weiß weshalb — besser gefällt als die übrige Jahreserzeugung an Fotografien, sondern jetzt schon überlegt, wie im Laufe des nächsten Dreivierteljahres ein besonders ausdrucksvolles Bild, eine besonders interessante Serie entstehen kann. Vorbilder, zwar nicht zum Kopieren, aber zur Anregung, waren genügend zu sehen. Zur gegebenen Zeit wird die Hauptbücherei wieder zur Ausstellung auffordern und einladen.

Zum Schluß der Betrachtungen soll noch kurz auf die Bilder eingegangen werden, die die

Fotogemeinschaft Westfalia

ausgestellt hatte. Mancher Besucher unserer Ausstellung wußte mit vielen dieser Bilder nicht recht etwas anzufangen, weil sie zum größten Teil aus dem Rah-

men üblicher Amateurfotos herausfielen. Mit diesen Bildern sollten nicht ausnahmslos beispielhaft schöne Fotos gezeigt werden. Vielmehr sollte dargelegt werden, daß mit der Kamera auch andere als die gewohnten Abbildungsformen gewagt werden können. Beleuchtungs- und Materialstudien, Fotogramme, Reliefdrucke, gewagte Überschneidungen, ungewöhnliche Formataufteilungen, Doppelbelichtungen (Simultanporträts) und extreme Nahaufnahmen sollten Anregungen geben, wie das Steckenpferd auf verschiedene Weise aufgezümt werden kann. Von der Prämierung waren diese Bilder, die ja auch durch die ganze Art ihrer Zurschaustellung von der Ausstellung abgesondert waren, von vornherein ausgeschlossen worden. Da die Durchführung des technischen Teils der Ausstellung bei der Fotogemeinschaft Westfalia lag, war eine Prämierung dieser Bilder sowieso unmöglich.

Allen, die in irgendeiner Form dem Zustandekommen und der Durchführung dieser Ausstellung gedient haben, sei an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihr Interesse gedankt. Wir hoffen, im kommenden Frühjahr bei der Wiederholung mindestens gleiche, hoffentlich aber wesentlich stärkere Anteilnahme vorzufinden. Bleibt nur noch übrig, allen Jüngern von Platte, Film und Dunkelkammer für die nächsten Monate „Gut Licht!“ zu wünschen, gutes Fotolicht, viel Phantasie und viel Freude am selbstgewählten Steckenpferd!

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Alois Steinkühler, Hochofenwerkstatt:
Die vorgeschlagenen zwei Schlappseilschalter am Aufzug Hochofen VI sind angebracht worden und haben sich bewährt, so daß die Seile jetzt nicht mehr so leicht beschädigt werden können.

Ludwig Hoffmeier, Maschinenabteilung Hochofen: Der Schutzkorb für die Einstiegleiter zum Führerkorb Kran V im neuen Gebläsehaus vermindert die Unfallgefahr an dieser Stelle erheblich.

August Schwaag, Maschinenabteilung Stahlwerk III: Obwohl die Blechplattenschieber an den Abhitzekeßeln im Stahlwerk III normalerweise nur viermal im Jahr betätigt werden, will der Betrieb doch die vorgeschlagene Veränderung anbringen, um hiermit das Öffnen und Schließen der Schieber zu erleichtern.

Erwin Ziebarth, Zurihterei I/III: Die Warnschilder für die Hofkranbahnen Halbzeugstraße mit der Aufschrift „Vorsicht! Magnetkran!“ will der Betrieb an den dazu als zweckmäßig angesehenen Stellen anbringen. Wir hoffen, dadurch die hüttenfremden Passanten zu warnen.

Heinrich Becker, Maschinenabteilung Betr.-Werkst. Stahlwerk: Die Galvanisierung der Ventildfedern, wie sie vorgeschlagen wurde, hat sich als zweckmäßig erwiesen, so daß in Zukunft nur noch diese Art von Federn verwandt werden.

Hubert Clauder, Kaltwalzwerk-Stahlkontrolle: Das Anreißen der Proben in der Zerteileranlage im Kaltwalzwerk ist durch die neue Schablone jetzt wesentlich erleichtert worden. Die Probenahme wird hierdurch beschleunigt und vereinfacht und Material eingespart.

Jubilare Juni 1958

50

BENHOLZ, ERNST
Kaliberwalzwerke

40

PFEIFFER, PAUL
SM-Stahlwerk

PAPKE, WILHELM
SM-Stahlwerk

FRANKEN, FRANZ
Maschinenabteilung

25

TUROWSKI, BERNHARD
Maschinenabteilung

BARTECKI, EDMUND
Kaltwalzwerk

OVERBECK, EUGEN
Kaltwalzwerk

HEIN, WALTER
Mechanische Werkstätten

CHRISTIAN, ALEXANDER
Eisenbahnwerkstätten

DIETZ, FRIEDRICH
Mechanische Werkstätten

PÜTTER, DIETRICH
Kaltwalzwerk

SCHEFFLER, AUGUST
Allgemeiner Fahrbetrieb

MÜLLER, AUGUST
Maschinenabteilung

STACHE, WALTER
SM-Stahlwerk

SIBILSKI, MICHAEL
Kaliberwalzwerke

KLINK, GUSTAV
SM-Stahlwerk

SPREE, FRIEDRICH
Maschinenabteilung

BERGMANN, WILHELM
Betriebliches Rechnungswesen

JELINSKI, PAUL
Betriebswirtschaft

KARSTEN, HEINRICH
Mechanische Werkstätten

ABECK, WALTER
Maschinenabteilung

Verdienstvolle Mitarbeiter

Franz Hilgers, Maschinenabteilung Martinwerk III: Es ist richtig, daß bei der Knochenschere in der Stripperhalle Martinwerk III die auf dem Messer zurückbleibenden Reste an Schlacke, Sand und Steinen die Führungsrollen zerschleifen, ebenso wird das Messer angegriffen. Die Bedienungsleute sollen zwar nach jedem Schnitt die Messer mit einem Besen säubern, doch ist dies nicht immer einwandfrei möglich. Der Vorschlag, hierzu Preßluft zu nehmen, ist richtig. Wir wollen zwar keine automatische Steuerung der Preßluft nehmen, sondern eine von Hand bediente Abblaseeinrichtung, so daß die Bedienungsleute besser vor dem Staub geschützt werden können.

Hans Bergmann, Hauptlaboratorium: Der Vorschlag über die Bestimmung des organischen Schwefels in Gasen mit Hilfe einer Verbrennungsapparatur ist gut. Durch die Anwendung der von ihm eingebauten Platinspirale wird die Bestimmungsmethode sicherer gestaltet, und es wird eine Unfallquelle beseitigt. Die Einrichtung hat sich in mehrmonatigem Gebrauch bewährt.

August Drescher und Helmuth Müller, Elektrotechnische Abteilung: Sie schlugen einen besonderen Schutz für die Stromschienen an Kran I der Gaszentrale vor. Die Konstruktion ist schon fertig und wird demnächst montiert, so daß dann auch beim Schrägziehen der Hubseile diese nicht mehr mit den Kranbahnschienen in Berührung kommen und Kurzschluß verursachen können.

Heinz Büth, Lehrwerkstatt: Durch die neuere Art des verschiebbaren Schraubstocks für Bohrmaschinen ohne Drehtisch wird das Einrichten des Werkzeuges beim Bohren usw. wesentlich erleichtert und beschleunigt.

Das „Fasse dich kurz!“ der öffentlichen Telefonzellen gilt durchaus auch für den Fernsprecher auf dem Büroschreibtisch. Lang ist das Register der „Telefonsünden“: Täglich werden Dauertelefonate geführt, die sich bei größerer Konzentration oder mit ein paar vorbereiteten Notizen wesentlich abkürzen ließen. Wieviel kostbare Minuten gehen verloren, weil wichtige Akten erst während des Gesprächs zusammengeholt werden, weil kein Schreibzeug zur Hand ist oder weil der durch das offene Fenster eindringende Straßenlärm die Verständigung erschwert. Wie oft geschieht es, daß Telefonpartner erst in der ganzen Firma gesucht werden müssen, weil sie nicht angaben, wo sie zu finden sind, als sie ihren Arbeitsplatz verließen.

Daß auch Telefonate zu rationalisieren sind, hat erst kürzlich die Staatskanzlei von Nordrhein-Westfalen bewiesen, die auf Grund der von der Erfahrungsaustauschgruppe „Verwaltungsrationalisierung“ des Rationalisierungskuratoriums der Deutschen Wirtschaft (RKW) erarbeiteten Unterlagen bei ihren Telefongebühren eine jährliche Ersparnis von über 30 000 DM erzielen konnte.

Wußten Sie schon,

daß ein Motorrad- oder Mopedfahrer ohne Schutzhelm bei 40 km/st Geschwindigkeit im Falle eines Verkehrsunfalls an einen Menschen erinnert, der genauso gut mit dem Kopf voraus aus dem dritten Stockwerk eines Hauses springen könnte? Glauben Sie, daß sich jeder Motorrad- oder Mopedfahrer dessen bewußt ist?

Jeder Arbeitnehmer kann frei entscheiden,

welches Verkehrsmittel er bei seinen Fahrten zur und von der Arbeitsstelle benutzen will. Das Verkehrsmittel muß aber geeignet sein, den Arbeitnehmer sicher zu seiner Arbeitsstelle zu bringen. Dies ist bei einem Kraftfahrzeug ausgeschlossen, an dessen Steuer ein fahruntüchtiger Fahrer sitzt. Ein Landessozialgericht hat daher in einem Urteil ausgeführt, daß der Arbeitnehmer den Schutz der gesetzlichen Unfallversicherung nicht mehr genießt, wenn er erkannt hat, daß ein Kraftfahrzeugfahrer fahruntüchtig ist und er trotzdem dieses Fahrzeug benutzt. Er handelt dann nicht nur leichtsinnig oder grob fahrlässig, sondern er benutzt auch ein Verkehrsmittel, mit dem er objektiv seine Betriebs-tätigkeit, die Fahrt für den Betrieb, nicht durchführen kann. Sein Handeln wird damit ein privates, ein „eigenwirtschaftliches“ Tun. Er unterbricht damit seine Tätigkeit für den Betrieb und steht während dieser Zeit nicht mehr unter dem Schutz der gesetzlichen Unfallversicherung. Ein Unfall gilt daher nicht als Wegeunfall.

Von der Werkfürsorge zur Sozialberatung

Unter dieser Überschrift lasen wir in dem Funktionsorgan des Deutschen Gewerkschaftsbundes „Die Quelle“: Die sich allmählich anbahnende Entwicklung zu einer zeitgerechten betrieblichen Sozialarbeit ist in letzter Zeit in einem großen Teil der Presse etwas reichlich sensationell behandelt worden. Man erfand das neue Schlagwort vom „sozialen Klimbim“, der jetzt abgeschafft werden soll. Dazu ist festzustellen, daß die Gewerkschaften noch niemals echte soziale Einrichtungen, die den Arbeitnehmern zugute kamen, als „Klimbim“ bezeichnet haben. Sie haben sich nur von Anfang an dagegen gewehrt, daß vieles unter „freiwilligen Sozialleistungen“ der Unternehmen verbucht wird, was, wie beispielsweise Unfallverhütungs- oder Ausbildungsmaßnahmen, selbstverständliche Betriebsausgabe ist.

Überlebte patriarchalische Vorstellungen

Grundsätzlich stehen die Gewerkschaften selbstverständlich auf dem Standpunkt, daß der tariflich garantierte Verdienst des Arbeitnehmers so hoch sein muß, daß zusätzliche betriebliche Sozialleistungen weitgehend überflüssig werden, denn erst das sichert die wirkliche Freiheit des Arbeitnehmers im demokratischen Sinne. Zweifellos ist es noch in vielen Fällen möglich, das, was heute in Form von solchen Leistungen „gewährt“ wird, in Lohn und Gehalt umzuwandeln. Trotzdem ist anzuerkennen, daß es manche Aufgaben gibt, die bestehen bleiben. Aber hier muß eine ganz eindeutige Grenze gegenüber allen Maßnahmen gezogen werden, die in die ureigene private Sphäre des Arbeitnehmers hineingreifen nach dem patriarchalischen Prinzip, daß der Betrieb „seine Leute“ von der Wiege bis zur Bahre „betreuen“ sollte. Sicherlich war es in der Not der ersten Nachkriegsjahre unumgänglich und seinerzeit auch begrüßenswert, daß sich ein Großunternehmen um viele Dinge im Interesse seiner Belegschaft kümmerte, die eigentlich außerhalb seines Aufgabenbereichs lagen. Inzwischen haben sich aber die Zeiten längst normalisiert, und deshalb besteht kein Grund mehr für eine solche wesensfremde Fürsorge — wenn man damit nicht einen bestimmten Zweck verfolgt...

Sehr klar wurde dazu kürzlich von einem betriebserfahrenen Wissenschaftler erklärt, die sogenannten freiwilligen Sozialleistungen hätten nicht selten den Charakter von Almosen, die letzten Endes der eigenen Werterhöhung des Unternehmers dienen. Die Forderung müsse daher lauten: „Weniger Wohlfahrt, dafür mehr Aufstiegschancen, und weniger Fürsorge, dafür mehr Ausbildung und Vorsorge.“

Die individuelle Freiheit wahren

Die Praxis zeigt sehr deutlich, wie verhältnismäßig gering noch im Vergleich zu den bisher so sehr propagierten freiwilligen Sozialaufwendungen der betriebsbedingte Einsatz zur Erreichung einer guten Arbeitssicherheit und zur Erhaltung der Gesundheit der Belegschaftsmitglieder ist. Wenn nunmehr eine Konzentration auf diese eigentliche Verpflichtung der Unternehmen erfolgt, eine wirklich umfassende Vorsorge für die in ihnen tätigen Menschen zu schaffen, dann kann das von den Gewerkschaften nur unterstützt werden. Auch hierbei wird natürlich darauf zu achten sein, daß alle Maßnahmen im Einvernehmen mit den Betriebsräten und den Gewerkschaften erfolgen und die individuelle Freiheit des Arbeitnehmers gewahrt bleibt.

Na klar, ich Sorge an meinem Arbeitsplatz für Übersicht und Ordnung!

Einfach — und doch so schwer

Ein erfahrener Geschäftsführer einer Genossenschaft hat für gutes Betriebsklima ein sehr einfaches Mittel empfohlen. Es bedürfe nur etwas echter Menschlichkeit. Die Vorgesetzten müßten eine Stufe von ihrem Podest herunterkommen und die Mitarbeiter eine Stufe hinaufsteigen. Dann könne man sich ohne Schwierigkeiten begegnen.

Das ist eine einfache und klare Formel, gewiß; man kann sie auch nicht widerlegen. Man wünschte jedoch, sie ließe sich so leicht und selbstverständlich verwirklichen, wie sie aufgestellt ist. Insgeheim wird man sich indessen zugestehen, daß die einzige Unbekannte in dieser Gleichung, unsere Menschlichkeit nämlich, wie sie hier im betrieblichen Sinne gemeint ist, die Rechnung nicht aufgehen läßt.

Wer steigt heute schon freiwillig von seinem Podest herab? Und wer macht sich die zusätzliche Mühe, ohne Mehrverdienst sein Gesichtsfeld und Beobachtungsfeld im Betrieb zu weiten, damit er sich an nächsthöherer Stufe mit der Gedankenwelt des Vorgesetzten treffen kann? Das setzt einen viel größeren Sinn für das Miteinander voraus, als er heute angetroffen wird. Wir zersplitteln uns im Kampf um die nächsthöhere Lohn- oder Gehaltsstufe, führen offene und verdeckte Gefechte gegen den Nachbarn, denken aber selten an das Ganze.

Das soll nicht diejenigen treffen, die diesen anderen, den schwereren Weg gehen. Die Formel von der Menschlichkeit beweist aber leider erneut, daß das Einfache, das Selbstverständliche immer noch das Schwerste ist.

Junge in der Fabrik

Noch ist alles neu und lebt.
Wenn der Hallenpfeiler bebt,
Zittert mit des Jungen Herz.
Wenn der Kran vorüberrollt,
Dampf die Gasmachine grollt,
Glüht auch er vom glühenden Erz.

Frißt das Flammenmeer den Mut,
Geifert glühender Stahl voll Wut,
Steht er in der neuen Welt;
Ahnt er ihre Zauberkraft,
Die da wütet, droht und — schafft
Und im Schrei des Eisens gellt.

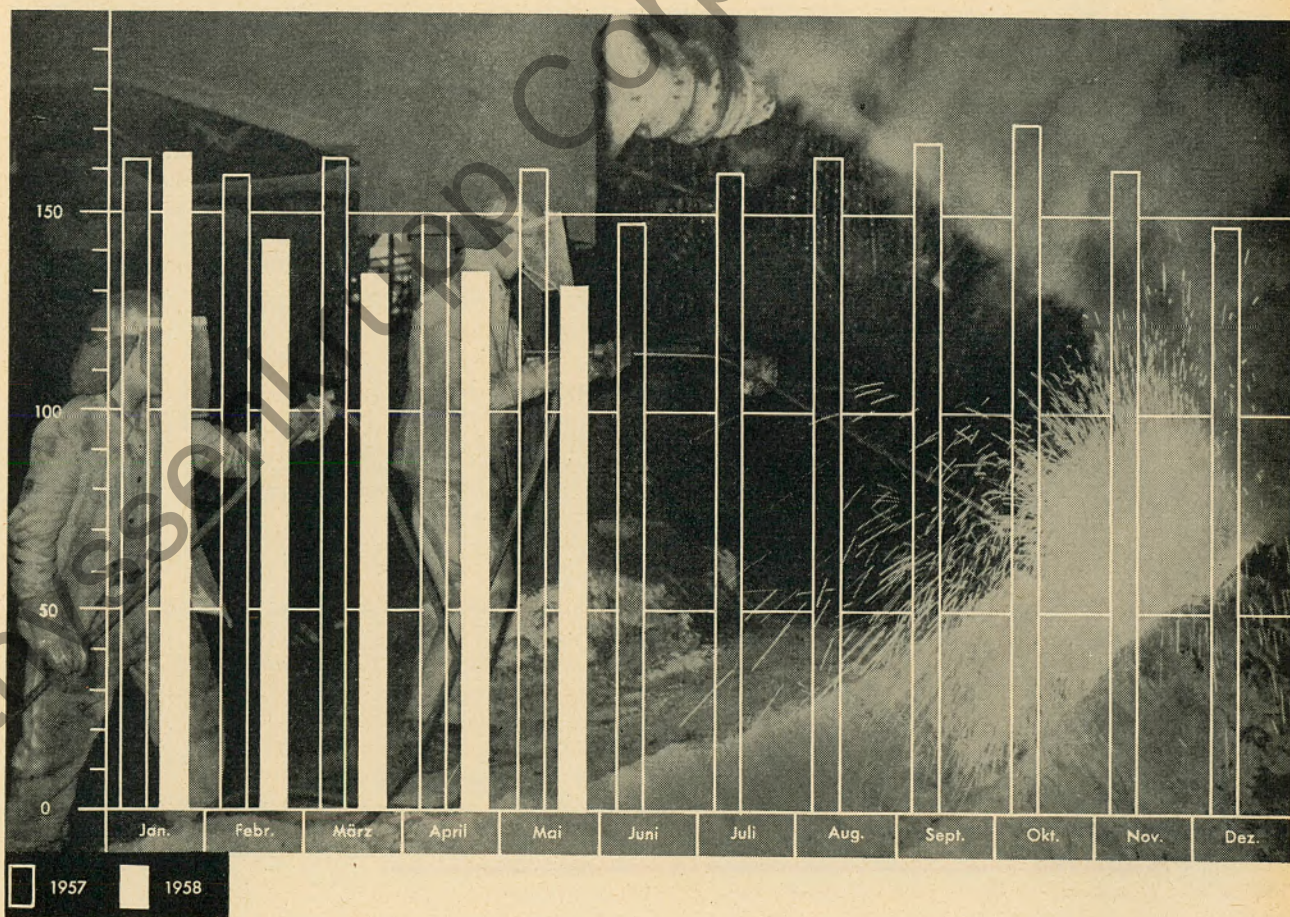
Ahnt er, daß er einst hier schafft;
Diese Ahnung gibt ihm Kraft,
Daß er seine Furcht bezwingt.
Daß er in die Lohe starrt
Und der ersten Weisung harrt,
Die der Meister eben bringt.

Noch ist alles neu und lebt.
Erster Stolz im Herzen bebt,
Wenn der Stahl sich zischend streckt.
Was die wucht'ge Walze treibt,
Was im Wüten Sieger bleibt,
Hat den Jungen aufgereckt.

Macht ihn hart und gibt ihm Kraft,
Daß am Bau der Welt er schafft
— Und an seinem eignen Haus —
Daß er sich das Leben zwingt,
Daß er mit dem Eisen singt
Gellend seinen Stolz hinaus.

Franz Kurowski

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 146 306 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1957 = 175 330 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536 t

Bund finanziert LUFTSCHUTZ

Ausgaben laut Bundeshaushalt (in Millionen DM)



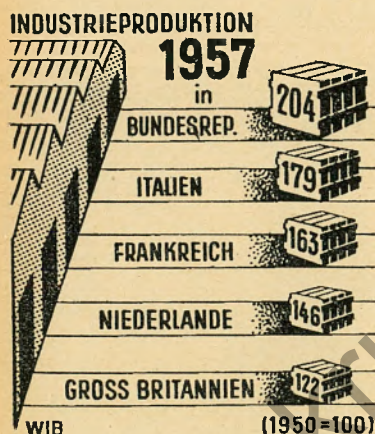
1956 1957

Ziviler Luftschutz 20,5 89,5

Baulicher Luftschutz 2,2 4,9

Wie schon in den vergangenen Haushaltsplänen des Bundes sind auch für das Rechnungsjahr 1957/58 Mittel für den zivilen und baulichen Luftschutz in der Bundesrepublik vorgesehen. Während sich diese für 1956/57 auf zusammen 22,7 Millionen DM beliefen, wurden sie für 1957/58 auf insgesamt 94,4 Millionen DM erhöht. Davon entfallen 89,5 Millionen DM auf den zivilen und 4,9 Millionen DM auf den baulichen Luftschutz.

Bundesrepublik an der Spitze



Die Industrieproduktion der westlichen Welt wuchs 1957 langsamer als in den vorausgegangenen Jahren. Ursachen dafür waren die zunehmende Erschöpfung der Arbeitskraftreserven, das Maß des technischen Fortschritts und teilweise eine gezielte Nachfrage, die die Kapazitäten nicht voll beschäftigte. In den letzten drei Monaten des Vorjahres stagnierte sogar die Produktion in einzelnen Ländern. Besonders Großbritannien bekam diese Entwicklung zu spüren. In der Bundesrepublik nahm hingegen die industrielle Erzeugung saisonal zu, ohne allerdings Startzeichen zu neuer Expansion ähnlich der des Jahres 1950 zu sein. Ein Blick auf die internationale Skala zeigt immerhin die bundesdeutsche Industrie an der Spitze aller westlichen Länder. Ihre Produktionsziffern liegen bei 204 (1950 = 100), während sie beispielsweise im „Recessionsland“ USA nur auf 128 kletterten.

TECHNIK und PRODUKTION

Trotz allem: Optimismus zur Konjunktur

Nach den Schätzungen der Hohen Behörde wird die *Steinkohlenförderung* in der Montanunion im 2. Quartal 1958 insgesamt nur 62,1 Mill. t erreichen und damit um 2,5 Mill. t unter der des 1. Quartals 1958 liegen. Für die Bundesrepublik wird eine Förderung von 33,3 Mill. t erwartet, gegenüber 34,2 Mill. t im 4. Quartal 1957.

In der *eisenschaffenden Industrie* der Montanunion wird die Rohstahlerzeugung für das 2. Quartal 1958 auf 14,75 Mill. t geschätzt, gegenüber einer Produktion von 15,45 Mill. t im 1. Quartal 1958.

Die *Rohölförderung* im Bundesgebiet erreichte 1957 eine Höhe von 3,96 Mill. t. Dies entspricht einem Anstieg gegenüber 1956 um 454 000 t. Mit der Gesamtmenge wurden im Berichtsjahr 32,7 Prozent des verarbeiteten Rohöls gedeckt.

Von den *Mineralölraffinerien* des Bundesgebietes sind im 1. Quartal 1958 insgesamt 3,35 Mill. t Rohöl einschließlich Zukäufen und Zusätzen eingesetzt worden, gegenüber 3,26 Mill. t im vorangegangenen Quartal.

Entsprechend der höheren Kokserzeugung zeigt die *Kohlenwertstoff- und Gasgewinnung* der Kokereien und Gaswerke einen weiteren Anstieg. Die Beschäftigung im Bereich der *Stahlverformung* hat sich noch nicht abgeschwächt. Die Auftrageingänge haben sich in den ersten Monaten 1958 gegenüber dem Vorjahr kaum verändert. Trotz gewisser Strukturwandlungen bei der Kundschaft und einer Verlangsamung der Zuwachsrates ist die stahlverformende Industrie daher recht optimistisch.

Die *Drahtindustrie* der Bundesrepublik konnte die Erzeugung in Eisen- und Stahldrähten 1957 gegenüber dem Vorjahr um etwa 4,5 Prozent und von Drahtfertigerzeugnissen um 3 Prozent erhöhen. Nach dem Jahresbericht der Fachvereinigung Draht haben die Drahtwerke mit einer Gesamterzeugung in Drähten von 1,1 Mill. t und in Fertigerzeugnissen von 628 000 t einen neuen Nachkriegshöchststand erreicht. In den letzten Monaten ergaben sich aber erste Anzeichen für ein gewisses Abflauen der Konjunktur, was sich besonders im Drahtexport deutlich zeigte.

Entgegen manchen pessimistischen Erwartungen hat der Auftragseingang im westdeutschen *Maschinenbau* nach seiner rückläufigen Entwicklung in den letzten Monaten des vergangenen Jahres in den ersten Monaten 1958 wieder eine gewisse Belebung zu verzeichnen.

Die *eisen-, blech- und metallverarbeitende Industrie* der Bundesrepublik rechnet in diesem Jahr, insgesamt gesehen, mit einem befriedigenden Geschäftsverlauf. Der zuständige Fachverband weist darauf hin, daß die Exportchancen im Hinblick auf die sich abschwächende Auslandskonjunktur und auf Grund der Devisenschwierigkeiten mancher Länder nicht mehr so günstig sind wie bisher.

Gedankenlosigkeit kostet Geld

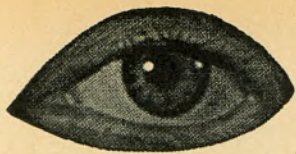
Das bekannte Wort vom Geld, das auf der Straße liegt, läßt sich auch dahingehend umformulieren, daß das Geld ebenso im Bürozimmer, in der Werkstatt oder an der Maschine liegen kann.

Hand aufs Herz: Ertappen wir uns nicht ständig bei Arbeitsvorgängen, die aus Routine von jeher verrichtet werden, ohne daß längst nicht mehr nach ihrem Sinne gefragt wird. Wir führen sie aus, weil es immer so war. Man nehme nur einen Tag der Woche und überprüfe sich selbst und seine Arbeit. Es ist erstaunlich, was sich im Laufe der Zeit an „Arbeitsgerümpel“ ansammelt, aus Gedankenlosigkeit immer aufs neue vermehrt.

3 Fragen sollten wir uns vorlegen:

1. Ist das, was getan wird, notwendig?
2. Wird das, was notwendig ist, getan?
3. Wird das Notwendige zweckmäßig getan?

Diese Fragen ohne Flunkern beantwortet und danach auch gehandelt, erspart Arbeit, gibt mehr Zeit für das Dringliche frei und befriedigt. Die Gedanken darüber kosten kein Geld, aber sie können welches einbringen. Vielleicht sogar so viel, daß es sich in der Lohntüte oder Gehaltsliste auswirkt.



BLICK IN DIE PRESSE

Dem Gewissen verpflichtet

Bequeme Mitläufer und unbequeme Außenseiter gehören zum „Troß“ jeder Vereinigung von Menschen, jeder Partei, auch jeder parlamentarischen Fraktion. Doch nicht jedes bequeme Mitglied ist ein bloßer Mitläufer — und nicht jeder unbequeme Mitarbeiter ist schon ein Außenseiter. Der Bundestagsabgeordnete der Christlich-Demokratischen Union, Peter Nellen, war schon im letzten Bundestag nicht die reine Freude seiner Fraktion. Der 45-jährige Pädagoge aus dem Rheinland, der katholische Theologie studiert hat, gehört zu den Menschen, die nicht aus bloßer Freundschaft und Anhänglichkeit zu allem von vornherein „Ja“ sagen. Er nimmt den Grundgesetzparagrafen, nach dem jeder Abgeordnete nur seinem Gewissen verpflichtet ist, so ernst, daß die Rücksicht auf den „Korpsgeist“ seiner politischen Freunde bisweilen darunter Schaden leidet. Bei der Debatte über den Kriegsdienstverweigerungsparagrafen hielt er 1956 eine Rede, die selbst nach Meinung derer, die Nellens Auffassung nicht teilen, glänzend war. Als Nellen damals nicht mit seiner Fraktion stimmte, ehrte es auch seine Parteifreunde, daß sie diesen Entschluß achteten. Nun hat Nellen erneut Aufsehen erregt, weil er in einer Ansprache vor dem „Grünwalder Kreis“ und in einem Presseartikel innenpolitisch wie außenpolitisch eigenwillige Ansichten geäußert hat. Wohlbemerkt: Nellens „Ketzerie“ hat nichts Extravagantes an sich, er sprach nur Besorgnisse und Überlegungen aus, die manche Leute hierzulande unausgesprochen hegen; er tat es ernst und ohne unsachliche Polemik. Die heftigen Attacken, die deshalb gegen ihn ausgelöst wurden, verschonen sogar die Wähler nicht, die Peter Nellen am 15. September wiedergewählt haben — in einem Wahlkreis (Münster), der nicht im Geruch des Aufrührerischen steht. Es ist nicht nötig, die Ansichten Peter Nellens zu teilen, um für sein Recht der Meinungsfreiheit zu plädieren; und es ist nicht nötig, über jemand den Stab zu brechen, der seine Meinung offen, doch mit Anstand ausspricht. (Frankfurter Allg. Zeitung)

Der Deutsche zahlt die höchsten Abgaben

Der deutsche Steuerzahler ist im Vergleich zu anderen Ländern des Westens noch immer am stärksten steuerlich belastet. Wie aus einer Übersicht des Bundesfinanzministeriums hervorgeht, liegt das Steueraufkommen des Bun-

des, der Länder, der Gemeinden und Gemeindeverbände einschließlich der Latenausgleichsabgaben und Sozialversicherungsbeiträge im Verhältnis zum Bruttosozialprodukt höher als in irgendeinem der Vergleichsländer. Die Einnahmen aus Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen erreichen in der Bundesrepublik 31,7 Prozent des Bruttosozialprodukts zu Marktpreisen, in Frankreich 28,8, in Großbritannien 29,4 und in den Vereinigten Staaten 25,9 Prozent. In der Schweiz sind es dagegen nur 20,3 Prozent.

(Frankfurter Allg. Zeitung)

Umstrittenes Miteigentum

Dem Miteigentum liegt der gesunde Gedanke zugrunde, Werktätige, namentlich der Großbetriebe, stärker an ihren Arbeitsplatz zu binden. Die Miteigentumsquote ist freilich kein frei verfügbares Eigentum, wie es Ersparnisse gemeinhin sind. Der Anspruch auf Miteigentum wird von Politikern damit begründet, daß eine Mehrung des Vermögens der Unternehmer nur durch die Mitarbeit der Arbeitnehmer möglich sei. Demgegenüber vertritt der Würzburger Industrielle Dr. H. Bolza in der Zeitschrift „Der Arbeitgeber“ die Meinung, daß der Unternehmer im Falle des Erfolges die gesamte Vermögensmehrung zu beanspruchen hat, da er allein die Risiken des Geschäftes trage. Diesen Anspruch leitet Dr. Bolza zusätzlich von der schöpferischen Tätigkeit der Unternehmer ab, die ihn außerhalb jeder tarifmäßigen Dienstleistung stelle. Dazu heißt es u. a.: Die großen wirtschaftlichen Entscheidungen eines Unternehmens werden zwischen technischen und kaufmännischen Aufgaben gefällt, die in der Hand des Unternehmers liegen. Anders wäre es, wenn der Unternehmer unter Verken- nung seiner Aufgabe die gesamte Vermögensvermehrung aus dem Betrieb herauszöge und für betriebsfremde Zwecke verwendete. Der verständige Unternehmer wird, so meint Bolza, seine Mitarbeiter z. B. in Form von Prämien an dem nachgewiesenen Erfolg teilnehmen lassen, aber nur in dem Maß, wie es das wirtschaftliche Auf und Ab gestattet. Es dürfte kein Rechtsanspruch daraus erwachsen. Untragbar werde eine Gewinnbeteiligung in Form einer Kapitalbeteiligung, unmoralisch und unzumutbar sei der Vorschlag, daß für ein erfolgreiches Jahr ein Besitz (Kapital) auf ewige Zeit geschaffen werde. Miteigentum gehe Hand in Hand für ein Unternehmen mit einem stetig wachsenden Vermögen, für den Unternehmer aber mit einer ständig wachsenden Vermögensminderung und Entrechtung. Gegen solchen „legalisierten Raub“ werde sich der Unternehmer mit Recht wehren. — Auch Befürworter des Miteigentums verkennen zunächst bestehende Unklarheiten und Widersprüche nicht. Das Problem, wie das Miteigentum mit der Unantastbarkeit des Eigentums praktisch zu vereinbaren ist, bedarf in der Tat erst noch der Lösung.

(Süddeutsche Zeitung)

Ursachen der wirtschaftlichen Störungen

Auf der in Bonn stattgefundenen Tagung der Gesellschaft für Sozialpolitik wurde von gewerkschaftlicher Seite zu dem Thema „Die sozialpolitische Bedeutung der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung“ u. a. folgendes ausgeführt: Es besteht eine weitgehende Übereinstimmung darin, daß die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung ein wichtiges Instrument jeder Wirtschaftspolitik ist. Politik bedeutet bewußte Einflußnahme auf das gesellschaftliche und wirtschaftliche Geschehen im Hinblick auf ein bestimmtes Ziel. Gäbe es nur eine einzige Möglichkeit der gesellschaftlichen Entwicklung und eine eingebaute Automatik der wirtschaftlichen Regulierung, so benötigten wir keine Wirtschaftspolitik. Wir wissen, daß es diese Automatik nicht gibt. Jede Maßnahme der Steuer-, Zoll-, Finanz-, Kredit- oder Sozialpolitik stellt einen Eingriff in die wirtschaftliche Entwicklung dar und beeinflußt den Ablauf des wirtschaftlichen Prozesses. Sind diese Eingriffe, die jeweils einen besonderen Zweck verfolgen, nicht miteinander koordiniert, so sind wirtschaftliche Störungen in Gestalt von Preiserhöhungen, Wachstumshemmungen oder einer zunehmenden Arbeitslosigkeit unvermeidlich. Die Koordination solcher Einzelmaßnahmen im Interesse des Ganzen verlangt Einsicht in die Zusammenhänge der wirtschaftlichen Entwicklung. Diese Einsichtnahme soll die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung in Form einer Bilanz der volkswirtschaftlichen Einkommens- und Güterströme ermöglichen.

(Blick in die Wirtschaft)

Die Aufgaben des Sachverständigengremiums

Das Sachverständigengremium, das in erster Linie aus Repräsentanten der unabhängigen Wirtschaftsforschungsinstitute zusammengesetzt sein wird und sich gutachterlich zur Entwicklung der wirtschaftlichen Lage äußern soll, hat selbstverständlich erhebliche Bedeutung für die Lohnpolitik. Kein verantwortungsbewußter Tarifpartner wird an den Beurteilungen dieses Gremiums achtlos vorübergehen können. Vielleicht wirft diese „Bonner Märzsonne“ auch ein bescheidenes Licht auf den Verlauf der weiteren Direktverhandlungen zwischen den Sozialpartnern, die jetzt fortgesetzt werden und so schwierige Probleme wie die Arbeitszeit, den Krankengeldzuschuß, die Schlichtung und andere Fragen berühren. Es wäre an der Zeit, auch hier nach praktikablen Lösungen zu suchen... Wahrscheinlich eignet sich der runde Tisch der Sozialpartner viel besser zur Beratung sozialpolitischer Probleme als eine neue Institution mit Apparat und Kosten. Der runde Tisch ohne Satzung und Geschäftsordnung muß sich aber erst noch bewähren.

(Der Volkswirt)



Unser Briefkasten

Ein Wort zur weiblichen Gleichberechtigung

Wie ein großer, geheimnisumwilterter Zauberkasten, bei dem niemand recht weiß, was wie Kai aus der Kiste herauspringen wird, wenn man eines Tages den Deckel öffnet — so steht heute die weibliche Gleichberechtigung in unserem gesellschaftlichen Raum. Viel, sehr viel ist schon darüber geredet, geschrieben und polemisiert worden, aber — Hand aufs Herz, liebe Ehefrau — wissen Sie genau, was Sie mit Ihrer Gleichberechtigung in der Praxis anfangen sollen? Welche neuen Rechte Ihnen zustehen, und wie Sie diese Rechte ohne Verluste an „Weiblichkeit“ wahrnehmen und durchsetzen sollen?

Seien wir doch einmal ehrlich. Kaum ein Begriff in unserer an Schlagworten und Parolen wahrhaftig nicht armen Zeit ist so gründlich mißverstanden worden und liegt so unverdaut in manchen Mägen herum wie der der Gleichberechtigung. Während die einen dem ganzen Komplex fast hilflos gegenüberstehen und keinerlei Gebrauch davon zu machen wissen, meinen die anderen, nun als „Gleichberechtigte“ sich auch in der privaten und beruflichen Sphäre in jeder Beziehung auf eine Stufe mit dem Mann stellen zu müssen. Daß die Gleichberechtigung neben den neuen Rechten auch neue Pflichten mit sich bringt und eine Neuorientierung in den Beziehungen der Geschlechter erforderlich macht, darüber scheint man sich hingegen bisher nur in sehr geringem Umfang Gedanken gemacht zu haben. Die moderne Frau steht hier vor einer absolut neuen Situation. Noch niemals in unserer abendländischen Geschichte hat sie so viele Rechte genossen wie in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Gerade deswegen aber ist es notwendig, die Fragen und Probleme, die sich aus der Gleichberechtigung ergeben, auf einen möglichst einfachen und übersichtlichen Nenner zurückzuführen: die rein gesetzliche Gleichberechtigung und das Verhältnis der Geschlechter im Beruf und in der privaten Sphäre. Niemandem wird es heute noch einfallen, die gesetzlichen Benachteiligungen, denen die Frau durch das 1900 in Kraft gesetzte Bürgerliche Gesetzbuch ausgeliefert ist oder war, gutzuheißen. Und niemand wird der Frau ernsthaft das Recht bestreiten, für gleiche Leistungen im Beruf auch den gleichen Lohn zu beanspruchen. Diese Rechte hat sich die Frau in den vergangenen Jahrzehnten ehrlich er-

kämpft und erlitten, und darauf sollte sie auch hartnäckig bestehen.

Aber im privaten Bereich? Empfiehlt es sich wirklich, wie manche Frauen es tun, auch dort immer und überall auf die sogenannte Gleichberechtigung zu pochen? Gibt es nicht vielmehr eine natürliche, biologische Wesensverschiedenheit zwischen Mann und Frau, die man weder durch Gesetze noch durch besonders forsches Auftreten aus der Welt schaffen kann? Die kluge Frau jedenfalls wird auch trotz größerer Rechte und Freiheiten nicht auf ihre stärkste Waffe im Kampf um und gegen den Mann verzichten: auf ihren Charme und auf ihre — Schwäche. Die wichtigsten Dinge im Zusammenleben der Geschlechter lassen sich nun einmal nicht durch Paragraphen lösen, sondern unterliegen uralten Naturgesetzen. Und der Frau, die dagegen verstößt, kann auch kein irdischer Richter zu ihrem Recht verhelfen. Sie wird nicht nur in der Liebe, sondern auch in der Ehe versagen und die Note „ungenügend“ erhalten. Trotz oder vielleicht gerade wegen der Gleichberechtigung.

— K. —

R. B., Hauptverwaltung

Was ist eine Gummilinde? Der Ausdruck fiel neulich in einem Gespräch und wurde dahin erläutert, daß es sich um eine Linse aus Plexiglas oder ähnlichem Material handelt. Stimmt das?

Nein! „Gummilinde“ ist eine aus der Filmpraxis übernommene Bezeichnung für ein Objektiv mit kontinuierlich veränderlicher Brennweite. Derartige Objektive sind verhältnismäßig kostspielig. Sie bieten bei Kinaufnahmen die höchst eindrucksvolle Möglichkeit, während der Aufnahmen die Brennweite zu verändern und damit den Eindruck hervorzurufen, als ob sich der Betrachter vom abgebildeten Objekt entferne oder sich ihm nähere, ohne daß dabei die Kamera ihren Standort zu wechseln braucht. Bei Standfotos ersetzt die „Gummilinde“ — die also mit Gummi nichts zu tun hat — in einem gewissen Ausmaß Wechselobjektive. Man kann mit ihr Aufnahmen sowohl aus nächster Nähe (bis 5 cm!) als auch aus „unendlicher“ Ferne machen.

Wohnungstausch

Biete: 3 Mansarden, abgeschlossen, Miete 35,— DM.

Suche: 4 Zimmer, Altbau, I. Etage, Miete bis 50,— DM (265)

Biete: 3 Zimmer und Küche, 65 qm, III. Etage, Privatwohnung, Miete 45,— DM.

Suche: Gleichwertige Wohnung, evtl. kleiner, am Stadtrand, Miete bis 70,— DM. (266)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 31,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, Miete bis 65,— DM. (267)

Biete: 2 Zimmer und Küche, Speisekammer, Balkon, 75 qm, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 68,— DM.

Suche: 2½ Zimmer, Werksnähe, Miete bis 80,— DM. (268)

Biete: 3½ Zimmer, 67 qm, mit Bad, Neubau, III. Etage, Miete 90,— DM (nur für LAG-Berechtigte).

Suche: 2½ Zimmer, Miete bis 60,— DM. (269)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, I. Etage, Werkswohnung, Miete 56,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, im Osten Dortmunds, Miete bis 62,— DM. (270)

Biete: 3 Zimmer, 56 qm, mit Bad, Neubau, parterre, Werkswohnung, Miete 62,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (271)

Biete: 2½ Zimmer, 42 qm, mit Bad, Neubau, II. Etage, Werkswohnung, Miete 55,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 75 DM. (272)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 37,— DM.

Suche: 2 Zimmer mit Bad od. Toilette, Miete bis 40,— DM. (273)

Biete: 2 Zimmer, 45 qm, mit Bad, neu aufgebaut, Miete 32,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer mit Bad und Balkon, Miete bis 100,— DM. (274)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, mit Toilette, V. Etage, Miete 30 DM.

Suche: 2½—4 Zimmer, Miete bis 80,— DM. (275)

Biete: 2 Zimmer, 36 qm, abgeschlossen, Altbau, Miete 25,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Zubehör, abgeschlossen, Miete bis 50,— DM. (276)

Biete: 2 Zimmer, Kochküche und Bad, 43 qm, abgeschlossen, Miete 43,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM. (277)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, abgeschlossen, Miete 47,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 75,— DM. (278)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 4116 (Ottensmeyer)

Das interessiert die Frau

Wie und wo lernen sie sich kennen?

Wie lernt man sich heute kennen, und wo findet man den Partner fürs Leben?

Ein bekanntes Meinungsforschungsinstitut hat es herausgefunden: Jedes vierte der befragten Ehepaare hat sich bei einem Tanzvergnügen kennengelernt, fast jedes fünfte bei familiären Geselligkeiten, jedes achte im Beruf. Jedes zehnte Ehepaar hat sich aus „heißer“ Jugendliebe geheiratet, und jedes vierzehnte hat die ersten Kontakte im Urlaub angeknüpft. Der Rest verteilt sich auf Bahnfahrten, Sport, Vereinsleben, Kino, Ehevermittlungsinstitute, Heiratsanzeigen und ähnliches.

Immerhin eine aufschlußreiche Bilanz, die allerdings nur bestätigt, was Soziologen schon seit längerer Zeit feststellen: Unser modernes Leben ist aus der Geselligkeit und Intimität früherer Epochen und Generationen in die Anonymität des Massenzeitalters hinübergeglitten. Der weitaus größte Teil der modernen Ehen basiert auf

Zufallsbekanntschaften,

unter denen wiederum der Tanzboden an erster Stelle steht. Der junge Mann und das junge Mädchen suchen sich heute ihren Lebenspartner nicht mehr so sehr in dem engeren Bekannten- und Freundeskreis (so weit überhaupt vorhanden), sondern überlassen die erste Begegnung dem mehr oder weniger glücklichen Zufall.

Man kann in diesem Phänomen eine größere innere Selbständigkeit der heutigen Generation sehen, die sich nicht mit dem zufriedengeben gewillt ist, was sich ihr aus dem familiären oder gesellschaftlichen Bereich her gerade anbietet. Man kann daraus aber auch einen Mangel an Kontaktmöglichkeiten ablesen, der die heutige Jugend zwingt, ihr „Glück“ buchstäblich auf der Straße zu suchen.

Spielten in früheren Jahren die Jugendbekanntschaften und Jugendlieben noch eine überragende Rolle, so sind sie, wie die Umfrage zeigt, heute zu ziemlicher Bedeutungslosigkeit abgesunken. An ihrer Stelle ist im Beruf ein neuer „Heiratsmarkt“ erwachsen, den es früher mangels weiblicher Berufstätiger ganz einfach nicht gab, der aber wahrscheinlich noch an Bedeutung gewinnen wird.

Geradezu ein Symbol unseres unpersönlichen Zeitstils aber ist die ständig anwachsende

Flut von Heiratsanzeigen

in Zeitschriften und Tageszeitungen. Ehevermittlungsinstitute schießen wie Pilze aus dem Boden, und ehemals saubere und anständige Praktiken auf diesem Gebiet gehen heute häufig in unsauberen Manipulationen unter. Das Geschäft mit dem „Glück“ anderer ist zu einem Glücksspiel besonderer Art geworden, bei dem das Risiko nahezu vollständig ausgeschaltet ist. Dennoch ist die Zahl der Ehen, die auf dieser Basis zustande kommen, recht beträchtlich.

Wer indessen den Heiratsmarkt schon einmal gründlich getestet hat, der weiß, wie schwer es heute insbesondere in der Großstadt ist, den richtigen Partner zu finden. Zu viele überholte Vorurteile spielen noch mit. Wir meinen, daß es an den Frauen liegt, hier eine Wandlung zu schaffen und einige gesellschaftliche Tabus der Gründerzeit umzustößen. Gleichberechtigung und Massenzeitalter erfordern auch auf diesem Gebiet neue Denkkategorien.

Wußten sie schon

daß Seehunde neun Monate lang im offenen Meer treiben, ohne jemals Land zu sehen, und sie auch im Schwimmen schlafen?

daß in den afrikanischen Ebenen Zebras, Gnus und Strauße sich oft zu „Schutzbünden“ zusammenschließen. Der langhalsige Straußenvogel sieht die herannahende Gefahr, während die anderen ein überaus ausgeprägtes Witterungsvermögen haben. Ergreift ein Tier die Flucht, fliehen die anderen mit.

daß die Eingeborenen des pazifischen Eilandes Pentecost aus reiner Lebensfreude Sprünge aus bis zu 25 Meter Höhe ausführen. Damit sie sich dabei nicht Hals und Bein brechen, binden sie sich eine Art Halteselle aus Weinreben um die Fußgelenke.

daß die sowjetischen Schulkinder keine Geschichte mehr zu lernen brauchen, seit Stalin zum Volksverderber erklärt worden ist. Bevor es wieder Geschichtsunterricht in den Schulen geben kann, muß erst die sowjetische Geschichtslehre umgeschrieben werden. Bis dahin wissen auch die Lehrer keine richtigen Antworten.

Kaum zu glauben . . .

Die Axt im Haus erspart den Zimmermann — aber nicht immer die Arztrechnung. Ein amerikanischer Versicherungsmann hat auch einige Zahlen dafür zur Hand: 600 000 Amerikaner verletzen sich im Laufe eines Jahres bei ihren Bemühungen, es „selbst zu machen“. 115 000 verunglückten bei Schreinerarbeiten, 95 000 verletzten sich beim Einsetzen neuer Fensterscheiben und weitere 107 000 mußten das Zimmerstreichen unterbrechen, um zum Arzt zu gehen. Mehr als 57 000 verunglückten beim Säubern der Dachrinnen, 32 000 beim Stutzen der Bäume, 16 400 beim Montieren einer Dachantenne, 11 000 beim Anstreichen des Schornsteins und 47 000 beim Abnehmen der Doppelfenster.

Eine Schneeflocke ist eines der größten geometrischen Wunderwerke. Bei ihrer Kristallisierung kann sie Hunderte von Mustern bilden, jedes anders in seiner Zusammenstellung. Allen aber liegt das Sechseck zugrunde, und noch der kleinste Bestandteil ihrer Struktur läßt sich durch die Zahl sechs oder drei teilen.

Eine Schimpansin, die man auf einer Insel aussetzte, hat die Wissenschaft darüber belehrt, wie die Entwicklung des Menschen vor sich gegangen sein könnte. Sobald auf der Insel der erste Schnee fiel, richtete die Schimpansin sich auf, anscheinend, damit Hände und Bauch nicht naß und kalt wurden — sie ging aufrecht. Man vermutet, daß vor einer Million Jahren, als die Gletscher sich ausbreiteten und das Klima abkühlte, die Affenmenschen anfangen, auf den Hinterbeinen zu gehen. Ihr Gehirn wurde mit mehr Blut versorgt und deshalb größer. Und so begann der allmähliche Aufstieg, der aus dem Affenmenschen den Menschen machte.

Aus: DAS BESTE aus READER'S DIGEST

Frauenarbeit

ist nicht minderwertig

Auf der 2. Frauenkonferenz der Industriegewerkschaft Metall ging Margarete Traeder in ihrem Tätigkeitsbericht über die Ergebnisse und die Notwendigkeit gewerkschaftlicher Frauenarbeit von der stetig wachsenden Zahl weiblicher Beschäftigter in der Metallindustrie aus. Diese Zunahme erstreckt sich nicht allein auf Betriebe, in denen schon seit Jahrzehnten Frauen tätig sind, sondern auch auf solche, in denen Frauenarbeit bisher nicht üblich war. Während im Oktober 1949 in der Metallindustrie 263 889 Frauen beschäftigt waren = 15,4 Prozent, waren es am 31. Dezember des vergangenen Jahres 678 808 = 20,4 Prozent der insgesamt Beschäftigten. Frau Traeder wandte sich entschieden gegen Ansichten, die die Frauenarbeit als zweitrangig beurteilen. Solche Auffassungen fänden dann ihren Niederschlag in einer Unterbezahlung der Frauen, die im Widerspruch steht zu dem von der Gewerkschaft vertretenen und vom Bundesarbeitsgericht bestätigten Grundsatz „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“. Frau Traeder fragte in diesem Zusammenhang mit vollem Recht: „Und wie wenigen Frauen gibt man die Chance, als Vorarbeiterin oder Meisterin tätig zu sein.“

Zum bezahlten Hausarbeitstag

erklärte die Rednerin folgendes: „Am 14. Juni 1957 entschied das Bundesarbeitsgericht für das Land Niedersachsen, daß der Hausarbeitstag auch gewährt werden muß, wenn 48 Stunden in fünf Tagen gearbeitet wird. Das Urteil für die 45stündige Arbeitszeit in fünf Tagen steht noch aus. Am 17. Januar 1958 fällte das Bundesarbeitsgericht ein Urteil für das Land Nordrhein-Westfalen, wonach der Hausarbeitstag auch bei mindestens 40stündiger Arbeitszeit an fünf Tagen zu gewähren sei. Man sollte annehmen, daß ein so klarer Entscheid keine Schwierigkeiten in den Betrieben aufkommen lassen dürfte. Das Gegenteil ist der Fall. Durch Fragebogen unterschiedlichster Art wird versucht, das Gesetz zu umgehen. Wir stellen immer wieder fest, daß die teilweise gestellten Fragen unzulässig sind, sie haben

mit dem Wortlaut des Gesetzes überhaupt nichts zu tun.“ Gegen derartige Methoden habe vor allen Dingen der Betriebsrat auf Grund seiner Aufsichtspflicht, die ihm nach dem Betriebsverfassungsgesetz zustehe, entgegenzutreten. Aber auch die Kolleginnen sollten nicht stillschweigend mit allem zufrieden sein, was man ihnen zumutet.

Zu den Problemen des Arbeitsschutzes

übergehend, unterstrich Frau Traeder, daß hierzu auch eine wirksame Kontrolle solcher Arbeiten gehöre, die zwar nicht verboten, aber in ihren Auswirkungen sehr gefährlich seien und für die es noch keine oder nur unzureichende gesetzliche Bestimmungen gibt. Es habe sich gezeigt, daß Erkrankungen bei Frauen erst nach Jahren auftreten, die auf die Wirkungen selbst kleinster Quantitäten schädigender Strahlen zurückzuführen sind.

Der Auffassung, bei automatischen Betrieben wäre ein Arbeitsschutz nicht mehr notwendig, trat die Berichterstatterin entschieden entgegen. Gerade durch die Automation würden Nerven und Sinnesorgane erheblich stärkeren Belastungen ausgesetzt, die die Gefahren einer immer größeren Zunahme der Frühinvalidität in sich bergen. Dagegen gelte es zum Schutz der Arbeitnehmer, rechtzeitig umfassend gesetzliche Maßnahmen zu ergreifen.

Arbeitsschutz und Frauenarbeit

Gewerbemedizinalrat Dr. Schürmann warnte davor, der Frau Arbeiten zuzumuten, die ihre körperliche und seelische Leistungsfähigkeit überschreiten. Das sei besonders dann der Fall, wenn der Zwang zur Berufsarbeit in Widerstreit tritt mit ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter. 40 Prozent der berufstätigen Frauen seien oft nicht nur einer doppelten, sondern sogar einer dreifachen Belastung ausgesetzt.

Wenn an Stelle eines geregelten und der Leistungsfähigkeit der berufstätigen Frau eingeteilten Tagesablaufs eine ständige Überarbeitung und nervöse Hetze treten und das in vielen Fällen noch in Zusammenhang mit der Einwirkung von gesundheitsschädlichen Arbeitsstoffen, wie Staub, giftigen Gasen und Strahlen, dann erleide die Frau schneller und vor allem schwerwiegendere Gesundheitsschäden als der Mann.

Der Vortragende erinnerte an Ergebnisse von Untersuchungen, die bereits 1955 im Bundesarbeitsblatt veröffentlicht wurden. Danach waren von 100 sozialversicherten Frauen 85 vor Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze berufsunfähig oder invalide. Frauen werden durchschnittlich fünf Jahre früher invalide als ihre männlichen Kollegen. Während die

erhöhte Erkrankungshäufigkeit

der Frau früher mehr auf Tuberkulose und Frühgeburten beruhte, stehen heute Erkrankungen des Nervensystems sowie Herz- und Kreislaufstörungen im Vordergrund. Diese Verschiebung innerhalb der Krankheitsgruppen sei nicht zuletzt auf die Änderung der Industriearbeit zurückzuführen infolge der stärkeren Nervenbeanspruchung, der einseitigen Dauerbelastungen, Zwangshaltungen und Eintönigkeit der Arbeit. Der weibliche Organismus sei ebenso wie der jugendliche für Industriegifte leichter empfänglich als der männliche.

Dr. Schürmann stellte fest, daß durch die Einführung neuer Arbeitsverfahren und Arbeitsstoffe in den letzten Jahren Berufskrankheiten beobachtet werden, die bis dahin unbekannt waren. Die ständige Erweiterung der in die Unfallversicherung einbezogenen Berufskrankheiten sei weitgehend auch auf die im Gebiet der Arbeitsmedizin wirkenden Ärzte zurückzuführen. Wer nur sein Augenmerk auf die sogenannten entschädigungspflichtigen Berufskrankheiten richte, unterschätze die Aufgabe der Arbeitsmedizin.

In einer Feierstunde verabschiedete die Betriebsabteilung Kaltwalzwerk ihr Belegschaftsmitglied Vorarbeiter Anton Held anlässlich seines 50jährigen Arbeitsjubiläums. Die Ehrung wurde umrahmt von gesanglichen Darbietungen einiger Mitglieder des Männergesangsvereins „Westfalen“.



Anton Held

Seit Bestehen des Kaltwalzwerkes war es das erste Mal, daß ein 50jähriges Arbeitsjubiläum gefeiert werden konnte, daher nahm die Belegschaft besonders lebhaften Anteil. Anton Held fing im Alter von 14 Jahren im Baroper Walzwerk an. Im Jahre 1930 wurde er infolge der damaligen schlechten wirtschaftlichen Lage entlassen. 1935 erfolgte seine Wiedereinstellung bei der Hoesch AG im damaligen Blechwalzwerk III, dem heutigen Kaltwalzwerk, in dem er bis zu seinem Ausscheiden — in den letzten Jahren als Vorarbeiter — tätig war. Die Grüße und Wünsche des Vorstandes überbrachten die Direktoren Dr. Harr und Berndsen, die des Betriebsrates dessen Vorsitzender Steegmann. Die Vorgesetzten lobten die große Zuverlässigkeit und Arbeitsfreudigkeit des Jubilars, die allen ein leuchtendes Beispiel abgaben. Die Mitarbeiter lobten sein kameradschaftliches und hilfsbereites Wesen, das ihm die Achtung aller erwarb. Angestelltenvertreter Amediek überreichte als äußeres Zeichen der Wertschätzung und zur bleibenden Erinnerung im Auftrag aller Vorarbeiter, Meister und Angestellten eine wertvolle Armbanduhr. Möge sie dem Jubilar noch lange nur gute und gesunde Stunden anzeigen.

Das Bild zeigt den Jubilar (7. von links) im Kreise seiner Vorgesetzten und Mitarbeiter.



So steht es um unsere Krankenkasse

Die Entwicklung unserer Betriebskrankenkasse hat eine Wendung genommen, mit der wir nicht sehr zufrieden sein können. Nachdem wir im ersten Halbjahr des Jahres 1957 noch mehr als 91000 DM erübrigt hatten, wurden im zweiten Halbjahr 1957 und im ersten Vierteljahr 1958 unsere Betriebsmittel restlos aufgebraucht. Wir hatten im ersten Halbjahr 1957 einen Krankenstand von 4,04% im Durchschnitt. Dieser Krankenstand erhöhte sich in den Monaten Juli und August 1957 auf durchschnittlich 5,12%, in den Monaten September bis Dezember 1957, in denen eine Grippe-Epidemie einen großen Teil unserer Mitglieder aufs Krankenlager warf, auf 6,05%, und in den Monaten Januar bis März 1958, die wieder, diesmal eine noch stärkere Grippe-Epidemie brachten, auf 6,63%. (Es handelt sich hierbei um Durchschnittszahlen.) Tatsächlich haben wir Tage gehabt, an denen 9 und mehr Prozent unserer Mitglieder feiern mußten. Mit jeder Krankheit verbunden sind außer den Krankengeldausgabekosten natürlich auch andere Ausgaben, wie beispielsweise die Arzneikosten. Auch die Zahl der Krankenhauspflegefälle geht in solchen Zeiten in die Höhe. So war es kein Wunder, daß wir am Ende des Jahres 1957 einen Verlust von 391 513,41 DM zu verzeichnen hatten. In den ersten drei Monaten des Jahres 1958 entstand ein neuer Verlust von 287 784,88 DM, so daß insgesamt 679 298,29 DM verbraucht wurden.

Um überhaupt den an die Kasse gestellten Anforderungen gerecht werden zu können, wurden ab 1. September 1957 die Beiträge erhöht. Der Regelbeitrag betrug von diesem Tage an 7,5 v. H., der ermäßigte Beitrag für Mitglieder, die mindestens 14 Tage Anspruch auf Arbeitsentgelt hatten, 5,5 v. H. und der Beitrag für Mitglieder ohne Anspruch auf Barleistungen 4,5 v. H. des Grundlohnes. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß auch diese Beiträge den Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht erbringen konnten, mußte, als das gesamte Vermögen verbraucht war, der Regelbeitrag ab 1. Mai 1958 auf 8 v. H. des Grundlohnes festgesetzt werden. Die ermäßigten Beiträge konnten, da auf dem Sachleistungsgebiet wesentliche Ausgabeerhöhungen nicht eingetreten waren, beibehalten werden.

Nachdem nunmehr der Krankenstand erheblich zurückgegangen ist, hoffen wir, mit den neuen Beiträgen auskommen zu können, so daß es unserer Kasse möglich sein wird, ihre Mehrleistungen weiterhin unverkürzt zu gewähren.

Wie im vergangenen Jahre geben wir nachstehend unseren Mitgliedern eine Übersicht über die Jahresrechnung 1957 und einen Überblick über die Ergebnisse der ersten drei Monate des Jahres 1958.

Gemeinsame Betriebskrankenkasse Hoesch, Westfalenhütte, Dortmund

Abschluß 31. Dezember 1957

Aktiva

Kasse	33 229,19	
Postscheck	9 864,42	
Banken	334 770,55	377 864,16
Sparkasse		300 000,—
Ausstehende Beiträge		747 405,05
Sonstige Forderungen		266 111,90
Hypotheiken	495 712,93	
Wertpapiere	3 437,—	499 149,93
Rücklage		143 331,—
Geräteverwaltung	44 580,65	
Badebetrieb	34 990,86	79 571,51
Verbandstoffe		13 679,39
Sa.		<u>2 427 112,94</u>

Passiva

Vorschüsse, Nebenstellen	121 300,—
Verpflichtungen	524 809,14
Rückst. Sterbegeld, Zus.-Vers.	23 297,99
Rücklage	143 331,—
Sonst. Kapital	1 614 374,81

Sa. 2 427 112,94

Gemeinsame Betriebskrankenkasse
Hoesch, Westfalenhütte, Dortmund

Jahresrechnung 1957

Jahresrechnung	Allgemeine Krankenversicherung			Rentner-K.-V.	Insgesamt
	Mitgl.	Angeh.	Zusammen		
Einnahmen					
Beiträge			6 793 582,59	352 588,37	7 146 170,96
Sonst. Einnahmen			121 745,38		121 745,38
Zusammen			6 915 327,97	352 588,37	7 267 916,34
Ausgaben					
Arztkosten			1 037 035,70	134 809,62	1 171 845,32
Zahnarzt			245 097,—	16 625,60	261 722,60
Arzneien	383 571,43	431 225,54	814 796,97	139 967,02	954 763,99
Sonst. Arzneien	66 461,39	61 798,43	128 259,82	18 134,11	146 393,93
Zahnersatz	159 917,67	137 229,75	297 147,42	41 039,51	338 186,93
Pflegekosten	488 697,09	512 442,07	1 001 139,16	132 650,02	1 133 789,18
Kuren, LVA			109 620,02		109 620,02
Krankengeld			2 622 437,16		2 622 437,16
Hausgeld			183 854,82		183 854,82
Taschengeld			7 614,84		7 614,84
Fahrtkosten			52 675,52	1 441,59	54 117,11
Vertrauensarzt			38 437,28	160,—	38 597,28
Kuren	151 111,37	101 310,31	252 421,68	16 933,15	269 354,83
Wochenhilfen	30 532,13	166 115,86	196 647,99	986,96	197 634,95
Sterbegeld	64 638,15	24 334,—	88 972,15	41 232,32	130 204,47
Badebetrieb			25 390,12		25 390,12
Verwaltungskosten			13 902,20		13 902,20
Zusammen			7 115 449,85	543 979,90	7 659 429,75
Verlust			200 121,88	191 391,53	391 513,41

Abschluß von Januar—März 1958

	Saldo	Forderungen	Summe
Beiträge	1 563 883,91	746 054,94	2 309 938,85
Zinsen	4 482,11	1 000,—	5 482,11
Sonst.	4 622,10		4 622,10
	1 572 988,12	747 054,94	2 320 043,06
		Verpflichtg.	
Arzt	191 955,45	135 000,—	326 955,45
Zahnarzt	54 327,75	18 000,—	72 327,75
Arznei	184 507,39	103 524,78	288 032,17
Sonst. Arznei	24 246,44	11 897,36	36 143,80
Zahnersatz	74 246,—	15 468,95	89 714,95
Krankenh.	179 663,38	139 859,72	319 523,10
LVA	53 140,67		53 140,67
Krankeng.	1 188 624,40		1 188 624,40
Hausg.	62 963,80		62 963,80
Fahrtk.	12 770,32		12 770,32
Vertr.-Arzt	604,95	8 500,—	9 104,95
Kuren	24 302,86	12 457,60	36 760,46
Wochenh.	48 842,86		48 842,86
Sterbeg.	48 493,10		48 493,10
Verw.-Kost.	12 026,63	— 3 049,73	8 976,90
Badebetr.	5 453,26		5 453,26
	2 166 169,26	441 658,68	2 607 827,94
		Unterschluß am 31. 3. 1958	287 784,88



Glücks- und Falschspiel

Von Kriminalrat Karl Kiehne

III. Brettspiele

Ich hatte in der April-Ausgabe der „Westfalenhütte“ die Unterschiede zwischen einem Geschicklichkeitsspiel und einem Glücksspiel erklärt und dann auf solche Spiele hingewiesen, deren Ausgang sowohl von der Geschicklichkeit als auch vom Zufall abhängt (sog. gemischte Glücksspiele), die immer dann verboten sind, wenn die Zufallsmomente überwiegen, wie z. B. beim Klüberjas zu zweien. Mit dieser Einteilung in Glücksspiele, Geschicklichkeitsspiele und gemischte Glücksspiele hatten wir einen kleinen Streifzug durch die Kartenspiele unternommen. Heute will ich Sie zunächst mit den Brettspielen vertraut machen.

Sie wissen sicher alle, daß man zu den Brettspielen u. a. Schach, Halma, Dame und Mühle zählt. Diese Spiele lassen ohne weiteres erkennen, warum man sie Brettspiele nennt, eben weil sie auf einem Brett gespielt werden. Alle hier aufgezählten Spiele sind absolute Geschicklichkeitsspiele, weil über den Ausgang der Partie geistige Fähigkeiten des Spielers entscheiden, z. B. Kombinationsgabe, Beherrschen der Spielregeln, gutes Gedächtnis usw. Es gibt aber auch Brettspiele, deren Ausgang nur vom Zufall abhängt. Zu dieser Kategorie gehört z. B. das allseits bekannte Roulette.

Wenn die Kugel rollt . . .

Roulette ist eines der interessantesten Glücksspiele, das in der Literatur, im Film, aber auch in Kriminalromänen eine große Rolle spielt. Wenn man von Roulette hört, denkt man sogleich an elegante, tiefdekolletierte Damen in Marmorsälen mit riesigen Leuchtern aus Kristall. Man sieht vom Spielteufel besessene befrachtete Großfürsten, aber auch geschneigelte Schurken, die nur darauf ausgehen, einen großen Coup zu landen. Dabei sieht es in den heutigen Spielsälen ganz anders aus. Sie sind bürgerlicher geworden. Es gibt zwar immer noch Hyänen der Gesellschaft, die mit lässiger Eleganz darauf warten, ein Opfer zu finden. Im großen und ganzen sieht man in den deutschen Spielsälen aber schon sehr viel Handwerker, Angestellte, sogar Arbeiter, die sich dort „entspannen“ wollen. Es gibt Broschüren, von Spielbanken verteilt, die darauf hinweisen, das Spiel sei ein Bestandteil der Kultur. Das Gemeinschaftsleben erhalte seine Form „nicht durch biologische Gleichheit, sondern durch überbiologische Formen in Gestalt von Spielen, die der Gemeinschaft höheren Wert verleihen“. Diese Spiele brächten die Weltanschauung der Gemeinschaft zum Ausdruck. Dem kann ich nicht zustimmen. Ich kann mir vorstellen, daß sportliche Mannschaftsspiele das Gefühl zur Gemeinschaft stärken, beim Roulette geht es aber um materielle Güter.

Es wird von den Spielbanken unumwunden zugegeben, daß sie „Unternehmungen“ seien, die allerdings „eine echte und wertvolle Leistung für eine angemessene Gegenleistung“ böten. Wie diese Gegenleistung aussieht, geht aus den sorgfältig geführten Statistiken der Spielbanken hervor, nach denen jeder Besucher bei jedem Besuch durchschnittlich 25,— DM verliert. Das sei für einen Gast, so sagen die Vertreter der Spielbanken, der monatlich über 1000,— bis 2000,— DM verfüge, nicht viel und stände durchaus auf einer Ebene mit den Beträgen, die man in einer Bar oder einem eleganten Abendrestaurant zu zahlen hätte. Die wirtschaftlich schwächeren Schichten seien deshalb als Gäste nicht willkommen. Wer will bei dem in Deutschland „ausgebrochenen“ Wirtschaftswunder und der allgemeinen Sucht zum Angeben zu den wirtschaftlich schwachen Schichten gehören?

Nordrhein-Westfalen roulettet nicht

Es ist schon so, wie ich eingangs sagte, manch fähiger Angestellter und biederer Handwerker sind durch die Spielbank nicht nur zum Ruin, sondern sogar zum Verbrechen gekommen. Sie entsinnen sich wohl noch des Schlachtermeisters aus Gelsenkirchen-Buer, der vor gar nicht langer Zeit nach dem Besuch einer Spielbank die Frau v. E. umbrachte und dafür ins Zuchthaus mußte. Es ist deshalb m. E. zu begrüßen, daß es Regierungen gibt, die in ihrem Lande Spielbanken nicht zulassen. Hierzu gehört u. a. auch Nordrhein-Westfalen. Eine Spielbank ist ein Unternehmen, das sich zum Ziel gesetzt hat, ein Glücksspiel gewerbsmäßig zu betreiben. Das ist im allgemeinen strafbar, wie ich Ihnen im ersten Teil meiner Ausführungen erklärte. Es ist nur dann erlaubt, wenn die zuständige Regierung eine Erlaubnis (Konzession) erteilt. Länder, die vom Fremdenverkehr leben, haben meist eine solche Erlaubnis erteilt, allerdings mit der Einschränkung, daß keine Einheimischen, sondern nur Fremde spielen (und ihr Geld verlieren) dürfen.

In früheren Jahren war in Deutschland das Roulettenspiel grundsätzlich verboten. Erst, als immer mehr Wohlhabende ins Ausland nach Monte Carlo und Zoppot fuhren, um dort ihr Geld zu verspielen, kam man auf die Idee, auch in Deutschland ähnliche Einrichtungen zuzulassen. So entstanden nach und nach auch deutsche Spielbankunternehmungen, z. B. in Baden-Baden, Bad Homburg, Bad Neuenahr, Konstanz und Lindau.

Das Roulettenspiel wird nach folgenden Regeln gespielt: Auf einem großen Tisch, der mit grünem Billardtuch bespannt ist, sind meist zwei Spielfelder mit den Zahlen 1—36 und 0—Zero aufgezeichnet. Die Zahlen sind nach einem bestimmten System geordnet und haben abwechselnd die Farben Rot und Schwarz. In der Mitte des Tisches ist der sog. Kessel aufgestellt, der Fächer für die Zahlen 1—36 und 0 hat. Zum Kessel gehört

eine kleine weiße Kugel. Kessel und Kugel werden von dem Drehcroupier bedient, während die Zahlen auf dem Spieltisch für die Spieler bestimmt sind.

Wenn Sie spielen wollen,

tauschen Sie einen Geldbetrag in beliebiger Höhe an der Kasse in Jetons, auch Chips genannt, ein und begeben sich an einen der in Betrieb befindlichen Spieltische der Spielbank. Sie können sich an den Tisch setzen, dürfen das Spiel aber auch stehend machen. Wenn der Drehcroupier auffordert: „Bitte das Spiel zu machen“, setzen Sie ihre Chips auf eine oder mehrere Chancen. Jetzt schleudert der Croupier die weiße Kugel in den Kessel, der sich in entgegengesetzter Richtung dreht. Es kann noch so lange gesetzt werden, bis der Bankhalter ruft: „Nichts geht mehr!“ Schließlich springt die Kugel in ein Nummernfach des Kessels und bestimmt so die Zahl, die gewonnen hat. Die Höhe des Gewinnes bestimmt sich nach dem Chancenplan. So bringt z. B. eine gesetzte Nummer (einschl. 0) den 35fachen Einsatz, bestimmte Nummernsysteme zahlen entsprechend weniger aus. Die einfachste Chance geht auf Schwarz oder Rot, Gerade oder Ungerade und 1—18 oder 19—36. Sie bringt einfaches Geld, d. h. einen Gewinn in Höhe des Einsatzes. Mit dem Gewinn wird bei allen Chancen auch der Einsatz zurückgezahlt.

Es ist üblich, mit Spielmarken zu setzen, man kann aber auch Bargeld nehmen, das an Stelle der Chips auf das Nummernfeld gelegt wird. Zur Aufnahme des durch die Bank gewonnenen Bargeldes dient ein Schlitz in dem Spieltisch, unter dem eine verschlossene Kasse angebracht ist.

Bei dieser Schilderung entsinne ich mich eines interessanten Falles, den ich Jahre vor dem Kriege an einer der größten Spielbanken Deutschlands zu bearbeiten hatte. Der Direktor der Spielbank, ein gutbezahlter Angestellter des Unternehmens, hatte riesige Beträge, es ging um über 100 000 RM, unterschlagen. Wie war das bei dem allgemein als absolut sicher bekannten Überwachungssystem möglich gewesen?

Es ging um 100 000 Mark

Bei der täglichen Abrechnung, die meist in den frühen Morgenstunden erfolgt, wird in Gegenwart von Zeugen und Überwachungsbeamten (Steuer) auch die eben erwähnte Bargeldkasse unter dem Schlitz des Spieltisches geöffnet. Beim Zählen des Geldes aus dieser Kasse hatte der Direktor trotz schärfster Beobachtung Abend für Abend mehrere große Geldscheine verschwinden lassen. Er hatte folgenden Trick angewandt: Alle Beteiligten saßen bei der Abrechnung um den Spieltisch. Das Bargeld aus der Kasse wurde auf den Tisch geschüttet und von dem Direktor geglättet, gezählt und aufeinandergelegt. Hierbei brachte er es fertig, meist mehrere Scheine unbemerkt vom Tisch über den Schoß auf den Boden fallen zu lassen. Mit dem Fuß schob er dann die Geldscheine unter den Bronzefuß einer großen Stehlampe, die neben ihm stand. Später, wenn er allein war, nahm er das Geld an sich. Eines Nachts war er wohl zu nervös geworden, hatte einen Moment gezittert und eine auffällige Bewegung gemacht. Da war es passiert. Daß wenigstens 100 000 RM auf diese Weise unterschlagen worden waren, konnte ich deshalb feststellen, weil im Privattresor des Direktors diese Summe gefunden und sichergestellt werden konnte. Diese Unterschlagung stellt jedoch eine Ausnahme dar. Im allgemeinen ist die Überwachung so gut, daß es wohl selten jemandem gelingt, sich zu bereichern.

Gaunereien sind also bei den konzessionierten Spielbanken so gut wie ausgeschlossen. Wie die Kriminalgeschichte beweist, sieht es dagegen anders bei den heimlichen Spielbetrieben aus. Sie sind zwar streng verboten; aber doch wird von dunklen Kavalieren immer wieder versucht, ohne Arbeit an Geld zu kommen. Da es bei den illegalen Spielbanken keine Kontrolle

gibt, sind den betrügerischen Manipulationen alle Türen geöffnet. Die einfachste Betrugsmöglichkeit, die immer wieder festgestellt wird, ist folgende: Der Kessel und die Nummernfächer sind so präpariert, daß die Kugel in bestimmte Fächer nicht fallen kann, die Bank also das Geld aus diesen Chancen immer gewinnen muß. Oder die Fächer sind so eingerichtet, meist mit Hilfe von Magneten, daß die Kugel in ein vom Bankhalter bestimmtes Fach fällt, so daß seine eingeweihten Mittelsmänner gewinnen können. In allen größeren Kriminalmuseen gibt es solche betrügerischen Spieleinrichtungen, die gefunden und beschlagnahmt wurden, zu besichtigen.

Es wird immer wieder versucht

Wie ich schon erwähnte, dürfen Roulettespiele, da es sich um reine Glücksspiele handelt, nur dann veranstaltet werden, wenn eine staatliche Konzession vorliegt. Da diese in vielen Ländern überhaupt nicht oder nur ganz vereinzelt erteilt wird, versuchen gewisse Leute immer wieder, der erforderlichen Konzession dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie dem Roulette ähnliche Spiele erfinden und aufstellen, die auf Grund von Änderungen der Spieleinrichtungen zum Geschicklichkeitsspiel geworden sein sollen. Immer wieder tauchen in den Großstädten — auch unseres Reviers — solche abgewandelten Roulettespiele auf, bei denen sich durch Einbau neuer Mechaniken Berechnungsmöglichkeiten ergeben sollen. Das bekannteste dieser Art ist das sog. Spiralo-Roulette.

Beim Spiralo-Roulette ist über dem Kessel eine große Spirale angebracht, die von der weißen Kugel durchlaufen werden muß, bevor sie in den Kessel und in ein Nummernfach fällt. Man soll — wie die Unternehmer behaupten — durch Anvisieren der Kugel beim Lauf durch die Spirale berechnen können, in welches Fach sie fällt. Es soll nicht bestritten werden, daß bei einer einwandfreien Spirale mit gleichmäßig glatten Laufschienen die Kugel nach bekannten physikalischen Gesetzen immer die gleiche Geschwindigkeit erreichen muß. Wenn sichergestellt ist, daß der Kessel sich immer im selben Tempo dreht, dann könnten sich Berechnungsmöglichkeiten für das Verhalten der Kugel ergeben. Wie sieht es aber in der Praxis aus? Durch geringste Änderungen an der Spirale wird der Lauf der Kugel verändert und die Berechnung über den Haufen geworfen. Hinzu kommt, daß wohl kaum sicherzustellen ist, daß sich der Kessel bei jeder Partie mit der gleichen Geschwindigkeit dreht. Aus diesen Gründen hatte früher das Reichsgericht und hat heute das Bundesgericht entschieden, daß Spiralo-Roulette zu den verbotenen Glücksspielen zählt.

Ähnlich verhält es sich mit dem Royal-Ballspiel, auch Roulette Petite genannt. An einem rechteckigen Tisch verläuft auf der einen Längsseite eine mit Billardtuch gefütterte Rinne mit konkavem Boden und etwas überhöhten Rändern. Zum Schutz des laufenden Balles ist die Rinne mit Messinggestängen überdacht. Die Rinne soll angeblich so montiert sein, daß sie unveränderlich ist und immer mit dem Tisch waagerecht liegt. Am Ende der Rinne ist ein Puffer angebracht, der mit einem Zeiger in Verbindung steht. Dieser Zeiger dreht sich in einem Kessel, der ähnlich dem des Roulette in Nummernfächer eingeteilt ist. Der Ball wird jetzt in die Rinne eingeworfen, an deren Ende er gegen den Puffer stößt, der schließlich den Zeiger in Bewegung setzt. Gewonnen hat die Nummer, auf die der Zeiger weist. Die übrigen Einrichtungen auf dem grünen Tisch (Zahlenfelder usw.) sind ähnlich wie beim Roulette, ebenso die Gewinnchancen.

Auch Richter werden getäuscht

Die Unternehmer behaupten, beim Royal-Ballspiel könne man durch geschicktes Werfen des Balles bestimmen, in welchem Feld der Zeiger stehenbleiben soll. Einige Richter, die unter anderen über den Glücksspielcharakter zu entscheiden hatten,



Beim Würfelspiel. Der Trick mit dem kleinen Finger. Beim Ausrollen der Würfel und dem Zurückziehen des Bechers berührt der Falschspieler mit der Spitze seines kleinen Fingers den sich noch drehenden Würfel und bringt ihn so in die gewünschte Lage



Der Trick mit dem festgehaltenen Würfel. Der Falschspieler ist beim Aufnehmen der Würfel. Man sieht, wie sich der kleine Finger in Richtung auf den Würfel mit der Eins zu krümmen beginnt



Der Trick mit dem festgehaltenen Würfel. Der Falschspieler hat nur zwei Würfel in den Becher genommen und hält den dritten mit dem kleinen Finger in der gewünschten Lage (Eins oben, Sechs unten)

haben sich auch hiervon überzeugen lassen. M. E. sind diese Richter aber getäuscht worden. Es sei — ähnlich wie oben — zugegeben, daß bei völlig einwandfreier Apparatur und bei stets gleichbleibenden physikalischen Voraussetzungen ein zu berechnender Einfluß auf die Geschwindigkeit des Zeigers ausgeübt werden kann. Diese Berechnungsmöglichkeit ist aber nur theoretischer Art und kann niemals genau in der Praxis angewendet werden. Zudem würde die Berechnung durch kleinste Änderungen an der Apparatur, die oft unbeabsichtigt eintreten können, völlig umgeworfen werden. Es mehren sich deshalb die Urteile, die Roulette Petite zum Glücksspiel erklären. Die Unternehmer nutzen z. Z. noch die unterschiedliche Rechtslage; sie wechseln ihre Standorte und damit auch die Gerichte, die über ihr Spiel zu entscheiden haben. Zeit — und damit Geld — zu gewinnen, ist ihre Devise.

Außer diesem Roulette Petite gibt es noch zahlreiche andere Versuche, die Vorschriften über Konzessionszwang beim Roulette dadurch zu umgehen, daß der Eindruck eines Geschicklichkeitsspiels erweckt werden soll, so u. a. beim Atlantic, Ballato-Spiralo, Diane-Roulette, Imperial-Ballspiel, Kubana-Roulette, Majestic-Ball, Monte-Carlo, Troula, Troulette usw. Alle diese Spiele sind nach höchstrichterlichen Entscheidungen, die auf Begutachtungen durch die Physikalisch-Technische Bundesanstalt in Braunschweig beruhen, zu Glücksspielen erklärt worden und dürfen demnach ohne Konzession nicht gespielt werden.

IV. Stein- und Würfelspiele

Bei den Stein- und Würfelspielen ist mir als absolutes Geschicklichkeitsspiel nur Mayon bekannt und als gemischtes Glücksspiel (Ausgang hauptsächlich vom Zufall abhängig) Domino. Zu den absoluten Glücksspielen zählen alle Würfelspiele. Das bedarf keiner großen Erklärung. Jeder, der schon einen Würfelbecher in der Hand hatte, weiß, daß er beim „Knobeln“ nur auf sein Glück vertrauen kann. Es ist unmöglich, auf die Stellung der Würfel durch ehrliches Spiel einen Einfluß auszuüben. Das ist nur durch „Mogeln“ möglich. Dann wird aber das Glücksspiel zum Spielbetrug.

Obwohl alle Würfelspiele als Glücksspiele angesehen werden müssen, sind einige erlaubt. Um eine Übersicht darüber zu bekommen, welche Würfelspiele verboten sind, müssen wir nach Geldspielen und sogenannten Verzehrspielen unterscheiden. Alle Geldspiele sind verboten. Hierfür werden in der Hauptsache folgende Würfelspiele verwendet: Goldene Sechs, Lustige Sieben, Tannenbaum, Pinkerupfen, Unter Sieben, Unter Drei, Elf hoch, Lustige Vierzehn, Eins mehr, Würfelpoker. Wird aber nicht um Geld, sondern nur um solche Sachen gewürfelt, die dem Verzehr auf der Stelle dienen (sog. Verzehrspiele), dann ist nach ständiger Rechtsprechung nichts gegen das Spiel einzuwenden. Sie können also bei Ihrem geliebten Knobeln „am Tresen“ ruhig weitermachen, wenn ein Schutzmann oder ein „Krimchen“ das Lokal betritt.

Die gebräuchlichsten Würfelspiele an der Theke kennen Sie alle selbst: Chikago, Reise nach Jerusalem, Pasch, King usw. Damit die Entscheidung über den Gewinn oder Verlust eines Bieres oder Wacholders nicht so schnell fällt, wird meist zunächst um die beliebten Bierdeckel gewürfelt. Sie sollen das kleine Helle oder den Wacholder etwas hinauschieben und verhindern, daß man zu schnell blau wird. Verlieren Sie, so trösten Sie sich damit, daß Sie selbst auch einen aus der Runde mitbekommen.

Wollen wir knobeln?

Im allgemeinen geht es beim Knobeln ehrlich zu. Es kommt schon vor, daß die Trunkenheit eines Mitspielers ausgenutzt wird und er statt eines Bierdeckels gleich zwei bekommt. Auch muß man zuweilen aufpassen, daß man nicht um die Höhe des Wurfes betrogen wird. Es gibt aber auch verschiedene Tricks, mit denen der Gauner Einfluß auf die Stellung und damit auf

die Augenzahl des Würfels ausüben kann. Haben Sie schon solche Meister der Fingerfertigkeit am Werk gesehen? Ich will Ihnen ein paar Tricks verraten, damit Sie sich in Zukunft vor ihnen schützen können.

Bekanntlich werden die Würfel vor dem Schütteln vom Tisch aufgenommen und in den Becher geworfen. Es gibt Spieler, die es fertigbringen, die Würfel so in den Becher zu werfen, daß sie sich nicht mehr bewegen und in der hineingeworfenen Stellung wieder auf den Tisch kommen. Deshalb achten Sie darauf, daß mit dem Becher erst kräftig geschüttelt wird.

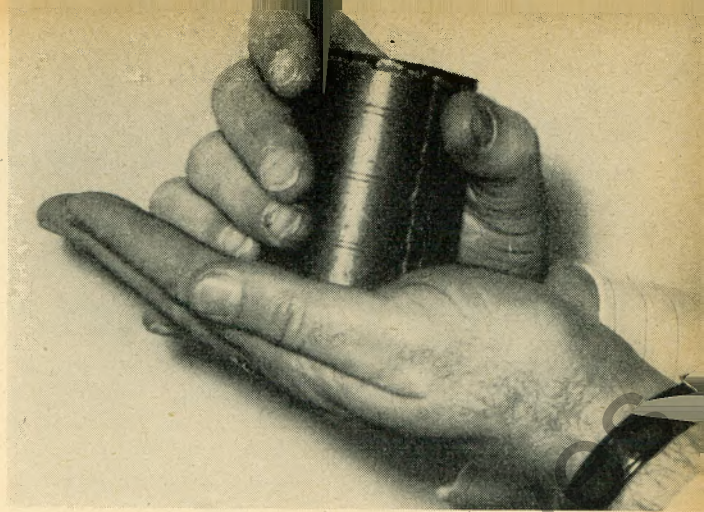
Andere „arbeiten“ beim Ausrollen der Würfel mit dem kleinen Finger. Ich habe vor vielen Jahren in einem Dortmunder Lokal, als es um hohe Einsätze ging, einen Gast überführt, der mit diesem Trick „arbeitete“. Er wußte bei jedem Wurf die Würfel im Ausrollen mit dem kleinen Finger so zu beeinflussen, daß sie mit der Zahl liegenblieben, die er wünschte. Die entscheidende Bewegung machte er in dem Augenblick, wenn die Hand mit dem Becher nach dem Auswerfen der Würfel vom Tisch zurückgezogen wird. Mit dem kleinen Finger, der etwas von der Hand gespreizt war, berührte er, für die Mitspieler unauffällig, ganz leicht die Kante des sich auf dem Tisch drehenden Würfels. Er brachte ihn so in die gewünschte Richtung und Lage. Die Überführung des Gauners war nur durch längere Beobachtungen unter Hinzuziehung eines Zeugen möglich.

Immer eine „Eins“

Schließlich gibt es noch einen etwas bekannteren Trick, der im Augenblick des Aufnehmens der Würfel beginnt. Bekanntlich läßt der Vorspieler meist die ausgerollten Würfel auf dem Tisch liegen und übergibt nur den Becher. Der betrügerische Spieler schlägt jetzt den Becher auf die Würfel. Mit einer sehr schnellen, drehenden Bewegung praktiziert er die Würfel in den Becher, hält vorschriftsmäßig die Hand auf die Öffnung und schüttelt. Dann schlägt er den Becher auf den Tisch, verweilt einen Augenblick in dieser Stellung, um die rollenden Würfel zur Ruhe kommen zu lassen (und den Mitspieler von seiner „Ehrlichkeit“ zu überzeugen) und deckt auf. Sie werden mit Erstaunen feststellen, daß dieser Spieler beim Chicago z. B. immer wenigstens eine Eins unter den Augen hat. Wie macht er das? Beim Aufnehmen hat er von den drei Würfeln nur zwei in den Becher genommen. Den dritten Würfel hat er mit dem kleinen Finger auf dem Tisch so erfaßt, daß die gewünschte Zahl nach oben zeigt. Den Würfel drückt er dann beim Aufheben mit dem kleinen Finger gegen den Becher. Die andere Hand, die beim Schütteln die Becheröffnung zuhält, verdeckt den vom kleinen Finger gehaltenen Würfel. Nach dem Schütteln schlägt der Gauner den Becher auf den Tisch und läßt beim Hochheben den mit dem kleinen Finger gehaltenen Würfel, der jetzt auf dem Tisch ruht, los. Ganz einfach, nicht wahr? Wenn Sie es mit einem solchen Spieler zu tun zu haben glauben, dann veranlassen Sie ihn, nicht zu „stucken“, sondern die Würfel ausrollen zu lassen. Dann ist es mit seiner Kunst vorbei.

Einmal „pusten“

Am Ende meiner Ausführungen über die Würfelspiele will ich noch ein nettes Würfelspiel beschreiben, das Sie bestimmt noch nicht kennen, „Pusten“ oder „Amanda kackt vom Turm“. Sind Sie bitte nicht über den Ausdruck entsetzt. Gerade bei den Würfelspielen gibt es die kräftigsten Namen. Ich erinnere nur an „Filzlaus“, „Haare ums Loch“ usw. In diesen harten Männerworten klingt die Geschichte der meisten Würfelspiele mit. Würfelspiel war immer Landsknechts Spiel. Sie saßen vor dem Zelt beim Lagerfeuer und würfelten auf der Trommel. Das taten sie mit dem einen Arm, im anderen hatten sie die Marketenderin. Daß hierbei rauhere Worte als beim „Dame“-Spiel fielen, kann man sich denken. So erklären sich die ausgefallenen Spielnamen beim Würfeln.



Der Trick mit dem festgehaltenen Würfel. Der Falschspieler hat die linke Hand auf die Becheröffnung gelegt und schüttelt. Der außerhalb des Bechers gehaltene Würfel ist nicht zu erkennen. Gleich wird er den Becher auf den Tisch schlagen



Der Trick mit dem festgehaltenen Würfel. Nach dem Aufschlagen des Bechers läßt der Falschspieler den Würfel beim Hochziehen des Bechers los und erzielt so die gewünschte Eins



Beim schönen „Amanda“-Spiel. Der Spieler ist gerade dabei, den dritten Würfel (die beiden anderen liegen unter dem Becher) vom Becherrand zu pusten

Doch zurück zur „Amanda“! Wir brauchen drei Würfel. Zwei werden im Becher geschüttelt und auf den Tisch geschlagen. Noch nicht den Becher hochnehmen! Erst müssen wir den dritten Würfel so auf den Rand des nach oben zeigenden Becherbodens legen, daß er etwas über die Kante hinausragt. Jetzt bringen Sie den Mund in die Nähe dieses Würfels, der vorsichtig so über die Kante gepustet werden muß, daß er auf den Tisch fällt. Dann wird der Becher hochgenommen, die Augenzahl der beiden Würfel addiert und mit der Augenzahl des hinuntergepusteten Würfels multipliziert. Die höchste Zahl hat gewonnen oder verloren, je nach Vereinbarung. Hierbei gibt es die nettesten Überraschungen. Versuchen Sie es erst einmal zu Hause, bevor Sie dem Wirt an der Theke den Inhalt des Aschenbechers in die Augen blasen. Sie setzen sich besser an einen Tisch.

Aus mit dem schönen Würfelspiel!

V. Mechanische Spiele

Bei den mechanischen Spielen wird der Ablauf des Spiels durch eine Mechanik bewirkt. Daher der Name. Wenn wir diese Spiele beurteilen wollten, brauchten wir viel Zeit; so verschiedenartig sind sie, und so kompliziert ist ihre Untersuchung. Wir müßten unterscheiden zwischen Spielen mit Geldgewinnen, mit Sachgewinnen, zwischen solchen, die in geschlossenen Räumen aufgestellt sind, und solchen, die auf Jahrmärkten anzutreffen sind. Für jede dieser Gruppen gibt es besondere Bestimmungen. Die rechtliche Seite dieser Spiele hier näher zu beleuchten, wäre deshalb für Sie viel zu uninteressant. Nur eines wollen wir hier feststellen: Solange es mechanische Spieleinrichtungen gibt, kämpfen ihre Aufsteller, die Unternehmer, mit den Behörden um die Entscheidung, ob es sich bei den vielen Spielen um Glücksspiele handelt oder um Geschicklichkeitsspiele. Z. Z. haben beide Seiten einen Waffenstillstand geschlossen und sich auf einen Kompromiß geeinigt. Die Behörden verlangen, daß jedes einzelne Spiel, das man für seinen Groschen spielen kann, wenigstens 15 Sekunden dauert. Diese 15 Sekunden Spielfreude sollen die Leistung des Automaten für den Groschen darstellen. Man spricht deshalb z. Z. in diesem Zusammenhang nicht von Glücks- oder Geschicklichkeitsspielen, sondern nur von Unterhaltungsspielen. Es ist dabei gleichgültig, ob etwas gewonnen werden kann oder nicht. Die Zeit dieses Kompromisses läuft bald ab, so daß dann mal wieder mit einer neuen Regelung auf dem Gebiet der mechanischen Spieleinrichtungen, auch Spielautomaten genannt, zu rechnen ist.

Der Rubel rollt

Z. Z. sind in der Bundesrepublik weit über 100 000 mechanische Spielgeräte aufgestellt. Die meisten beruhen auf dem Prinzip des Würfelspiels, das nicht immer mit den allbekannten sechsflächigen Würfelsteinen, sondern früher vielmehr mit Walzen gespielt wurde. Die Walzen waren mit Zahlen oder Zeichen versehen und wurden auf einer Unterlage ins Rollen gebracht. Nach einem festgelegten Spielplan gewannen bestimmte Kombinationen von Zahlen oder Zeichen. Dieses Prinzip wurde bei den meisten der heute zur Aufstellung gekommenen mechanischen Spielgeräten zur Anwendung gebracht; entweder drehen sich Walzen oder Scheiben.

Sie kennen sicher alle die gebräuchlichsten Walzen- und Scheibenautomaten, die man in vielen Gastwirtschaften finden kann. Die Systeme ändern sich laufend. Meist dann, wenn ein „Automatenschreck“ anfängt, die Kästen mit einem bestimmten Kniff zu leeren, und die Gefahr entsteht, daß sich die Aufstellung nicht mehr lohnt, werden andere Ausführungen auf den Markt gebracht. Das Spiel beginnt dann von neuem.

Selbstverständlich müssen alle mechanischen Spielgeräte behördlich zugelassen werden. In erster Linie prüft die hierfür vorgesehene Physikalisch-Technische Bundesanstalt in Braunschweig

das ordnungsmäßige Funktionieren des Apparates, vor allem, ob die vorgeschriebene Spieldauer von 15 Sekunden eingehalten ist. Sie können sich selbst davon überzeugen, ob diese Prüfung stattgefunden hat und der Apparat zugelassen ist. An jedem überprüften Kasten ist an der Seite gut sichtbar ein Metallschild mit dem Zulassungsvermerk und einer lfd. Nr. der Bundesanstalt angebracht. Bei Apparaten, die dieses Schild nicht haben, besteht der dringende Verdacht, daß die Spieler betrogen werden sollen oder der Aufsteller sich unkontrollierbare Einnahmen verschaffen will.

... in 15 Sekunden

Wie ich oben schon ausführte, wird z. Z. in erster Linie darauf gesehen, daß der Spielablauf von 15 Sekunden sichergestellt ist. Früher mußte durch komplizierte, oft langwierige Untersuchungen festgestellt werden, ob es sich um ein Glücksspiel, ein Geschicklichkeitsspiel oder — was auch häufig vorkam — um Spielbetrug handelte. Viele Leser können sich noch an die in den 20er und 30er Jahren gebräuchlichsten mechanischen Spieleinrichtungen entsinnen. Es gab damals auch schon die heutigen Walzenautomaten, die als sog. Mint-Automaten aus Amerika importiert wurden. Am weitesten verbreitet waren damals die Bajazzo- und Fingerschlagautomaten.

Bei dem Bajazzoautomat fiel eine Metallkugel durch ein System von Stiften. Es kam darauf an, diese Kugel mit einem Bajazzo-hut (daher der Name), der durch eine Kugel bewegt werden konnte, am unteren Teil des Apparates aufzufangen. Wer ein gutes Auge hatte und sehr geschickt war, konnte gewinnen. Meist hatten die Aufsteller die Stifte aber so verbogen, daß es fast unmöglich war, die Kugel aufzufangen. Auch wurden kleinere Kugeln verwendet, die schneller durch die Stifte sprangen.

Ähnlich wurde häufig bei dem Fingerschlagautomaten betrogen. Der eingeworfene Groschen kam sichtbar vor eine Feder zu liegen, die man von außen betätigen konnte. Es kam jetzt darauf an, mit dem Finger die Feder zu spannen und den Groschen in großem Bogen in eine der verschiedenen Öffnungen zu schleudern, die — je nach Schwierigkeitsgrad — 1- bis 10-fache Gewinne zuließen. Auch hier wurde häufig von betrügerischen Aufstellern die Feder so verbogen, daß die Gewinnfelder kaum zu treffen waren. Oder die Öffnungen an den Gewinnfeldern wurden so verändert, daß der Groschen zurückflog und in der Unternehmerkasse landete.

Wenigstens 1000 Spiele

Ich habe häufig Überprüfungen von verdächtigen Apparaten bei der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, die früher in Berlin war, beobachten können. Als Probespieler wurden solche Personen ausgesucht, die nicht besonders geschickt waren, sondern dem Durchschnitt des spielenden Publikums entsprachen. Es mußten wenigstens 1000 Spiele gemacht werden, deren Ausgang genau zu registrieren war. Nur dann, wenn wenigstens 60 Prozent Treffer erzielt werden konnten, wurde das Spiel amtlich zugelassen. Außerdem mußte die technische Überprüfung ergeben, daß die Mechanik einwandfrei funktionierte.

Da mit der Zeit immer mehr Apparate nachträglich verändert wurden, kam Mitte der 30er Jahre ein allgemeines Verbot aller mechanischen Spieleinrichtungen mit Gewinnmöglichkeit. Dieses Verbot galt bis Ende des Krieges. Ich will nicht sagen, daß heutzutage von Aufstellern wiederum versucht würde, durch Veränderungen der Mechanik die Gewinnmöglichkeit auf ein Mindestmaß zu drosseln. Ich bin aber dennoch der Meinung, daß alle Spielautomaten, die Groschengräber sind und die anfällige Jugend zum Leichtsinne, häufig sogar zum Diebstahl verführen, allgemein verboten werden müßten. Warum soll der kleine Mann dem Gastwirt auch noch die Pacht und den Automatenaufstellern den Mercedes bezahlen?

So wird gepokert!

Zu unserem Artikel Glücks- und Falschspiel erhalten wir folgende Zuschrift:

Es ist sehr begrüßenswert, daß unsere Werkzeitschrift sich bemüht, Aufklärung über die bekanntesten Glücksspiele zu geben und daß sie vor allen Dingen sich auch bemüht, auf die bestehenden Verbots- und Strafbedingungen hinzuweisen. In diesem Zusammenhang wird auch über das Pokern berichtet. Hier aber ist einiges nicht richtig dargestellt worden. Ich selbst habe das Pokern in amerikanischer Kriegsgefangenschaft gründlich gelernt und erlaube mir daher, einige Berichtigungen zu geben.

Obwohl es unendlich viele Varianten dieses Spieles gibt, sind dennoch einige Hauptregeln überall gleich. Bei dem in unserer Werkzeitschrift auf Seite 206 gezeigten Bild stimmt es nicht, daß die linke Hand einen „Royal flush“ hält; sie hält lediglich einen „flush“. Nach der angegebenen Wertfolge der Kartenserien hätte nun dieser Spieler trotzdem gewonnen, da hier gesagt wird, daß der flush höher steht als die full hand. Aber auch das stimmt nicht, denn die full hand rangiert höher als der flush. Es hätte in diesem Falle also nicht die linke Hand, sondern die rechte Hand gewonnen. Außerdem gibt es nicht sieben Wertfolgen, sondern acht Wertfolgen in den Kartenserien. Wir zählen sie deswegen hier noch einmal alle auf:

1. Straight flush = 5 hintereinanderfolgende Karten derselben Farbe; ist die erste Karte dieser Reihenfolge ein As, so bezeichnet man diese Serie als royal flush;
2. Four of a kind (Vierständer oder auch Viererpasch) = 4 Karten gleichen Wertes, z. B. 4 Damen;
3. Full hand (volle Hand) = 3 + 2 Karten gleichen Wertes, z. B. 3 Buben und 2 Sieben;
4. Flush (Farbe) = 5 Karten einer Farbe ohne Reihenfolge;
5. Straight (Grad) = 5 im Wert folgende Karten ohne Farbengleichheit;
6. Three of a kind (Dreiständer oder Dreierpasch) = 3 Karten gleichen Wertes, z. B. 3 Damen;
7. Two pairs (2 Paar) = 2×2 Karten gleichen Wertes;
8. One pair (1 Paar) = 1×2 Karten gleichen Wertes.

Hier und da pokert man noch mit einigen zusätzlichen Zusammenstellungen, die der Vollständigkeit wegen mit gleichzeitiger Angabe ihrer Stellung innerhalb des Wertesystems hier aufgeführt seien. Da sind zuerst zwei Serien, die durch ihren besonderen Bau auffallen.

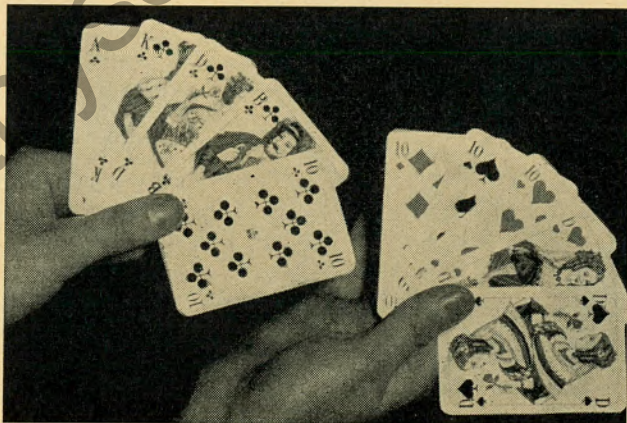
- a) Skipstraight = 5 Karten beliebig gemischter Karten, die zwischen sich die gleichen Zwischenräume aufweisen, z. B. Bube, Neun, Sieben, Fünf, Drei.
- b) Round the corner straight = eine normale Folge von 5 Karten beliebig gemischter Farben, bei der aber genau in der Mitte ein As stehen muß.
Diese beiden Serien rangieren gemäß ihrem Wert zwischen einem straight und einem three of a kind.
- c) Blace = eine Kartenzusammenstellung, die nur aus Königen, Damen, Buben besteht. Er steht seinem Wert nach zwischen einem three of a Kind und einem two pairs.
- d) Four flush = 4 beliebige Karten ein und derselben Farbe. Seinem Wert nach gehört er zwischen two pairs und ohne pair.

Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß die hier aufgeführten Kartenzusammenstellungen hinsichtlich ihrer Wertung eine Rangfolge darstellen, die der Chance entspricht, d. h. der Häufigkeit des Vorkommens. Diese Rangfolge ist also keine willkürlich fortgesetzte, sondern ist nach präzisen Beobachtungen im Einklang mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung entstanden.

Und noch ein Wort zum Spiel selbst. Es scheint mir nicht richtig zu sein, das Pokern als absolutes Glücksspiel zu bezeichnen, da der Spieler nicht ohne Einfluß auf den Spielverlauf zu bleiben braucht. Denn beim Pokern kommt es vor allen Dingen darauf an, neben der Beurteilung der eigenen Chancen und der des Gegners die Pläne des Gegners zu durchschauen und die eigenen Pläne zu tarnen. Dadurch wird der Poker ein reines Bluffspiel, denn sobald es einem Spieler gelingt, die zum Bluffen benötigten Taktiken zu erfassen und zu beherrschen und seine Haltung entsprechend zu regulieren, kommt er dem eigentlichen Ziele nahe, das darin besteht, die Gegenspieler, die möglicherweise unvergleichlich bessere Karten besitzen, an der Nase herumzuführen, sie zur Aufgabe und damit um den Sieg zu bringen.

— B. E. —

Links ein Royal flush — rechts eine „volle Hand“



NORGE

„Die Norweger haben keine Antipathie mehr gegen die Deutschen“, sagte Herr Lund von der Firma Lund & Lund — er vertritt Hoesch im norwegischen Raum — in Oslo zu uns. Und wir können bestätigen: war auch manchmal die Stimmung zurückhaltend, nie war sie frostig oder gar feindlich, in seltenen Fällen war sie betont herzlich. Aber mehr war ja auch nicht zu erwarten.

Da war es beispielsweise in Dänemark anders. Hier gab man uns in einem Gasthaus ein Zimmer, dessen innere Wand noch den Durchschlag einer Panzergranate zeigte, an dem ein Schild angebracht war: „10. April 1940“. Sicherlich wollte man uns stillschweigend, aber deutlich an den deutschen Überfall erinnern. Jedoch soll man eine solche einzelne Haltung nicht überbewerten.

Wir waren nach Norwegen gefahren, nicht nur um das Land zu erleben, sondern uns in diesem Erleben dem Lande anzupassen. Denn weil die Landschaft in Norwegen im großen und ganzen noch unberührt daliegt, ist es natürlich, daß das Verhältnis des Menschen zur Natur und zum Leben im Freien sich meist unmittelbar und intimer gestaltet als in den meisten anderen Kulturländern. Die Einwohnerzahl ist so gering im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes, daß man trotz der weit fortgeschrit-

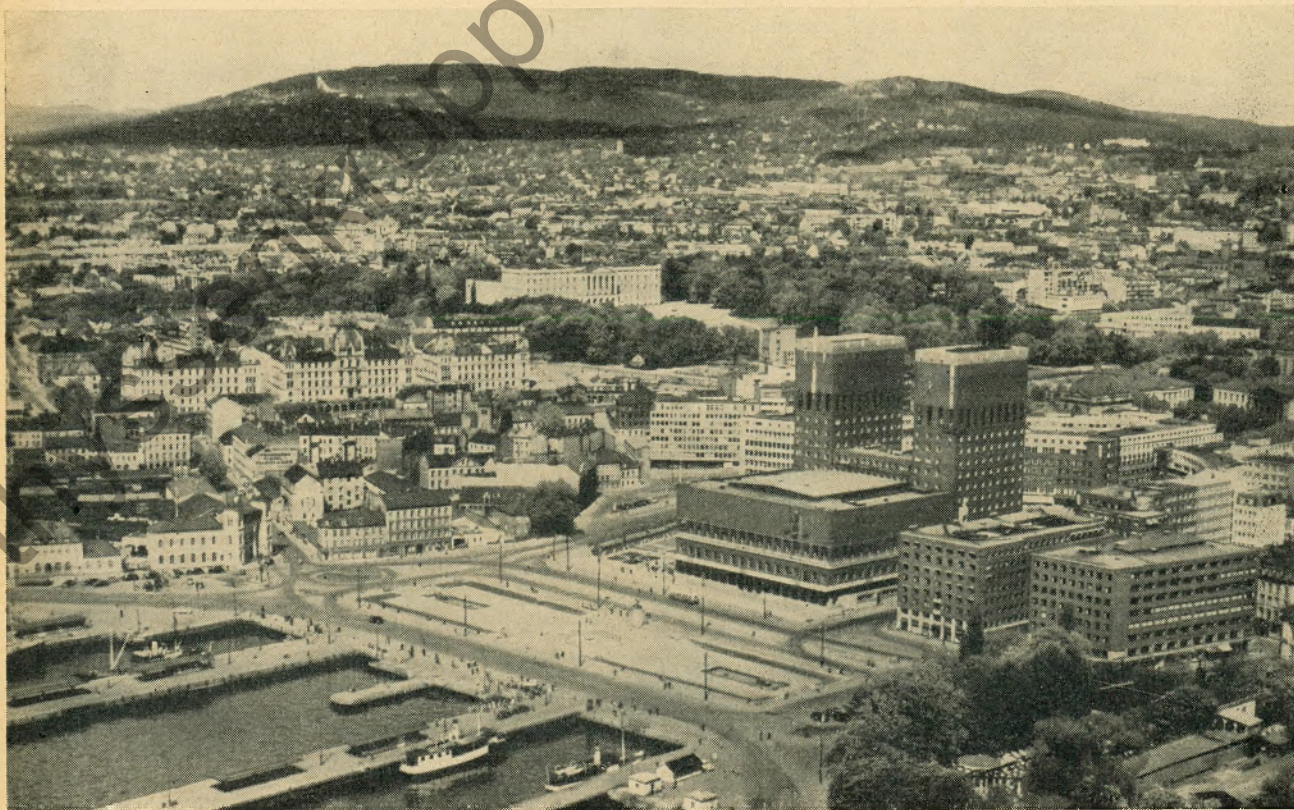
tenen Industrialisierung des Landes nur sehr wenige Städte findet. Zusammenhängende Industriebezirke, wie beispielsweise das Ruhrgebiet, gibt es nicht. Die Städte liegen in die Natur eingebettet, und die Industrie findet man in vielen Fällen buchstäblich „auf dem Lande“. Die Mehrzahl der größeren Städte — nach norwegischem Maßstab — sind idyllische Gartenstädte ohne Slum-Quartiere und Mietskasernen, am Fjord oder am offenen, freien Meer gelegen. Selbst vom Zentrum Oslos aus erreicht man leicht den Hochwald, ja, diese Wälder sind in die Hauptstadt eingemeindet.

Der Norweger — und man sollte sich bei einer Fahrt durch Norwegen dieser Haltung anpassen — sucht Erholung in der

Rückkehr zum primitiven Leben

in der Einsamkeit der weiträumigen Wälder und Berge, fernab vom Gedränge der Menschen. Es geht ihm nicht nur darum, die Schönheit der Landschaft zu genießen, sondern in und mit der Natur zu leben. Darum zieht er das Wirtschaften im eigenen Häuschen dem noch so gepflegten Hotel vor, obgleich dieses kein müheloses Ferienleben bedeutet — Wasser muß herangeholt, Holz gehackt,

Oslo



die Fische zum Mittagessen gefangen und die Beeren gepflückt werden. Aber gerade in dem betonten Unterschied vom Stadtleben liegt Erholung und Reiz. Viele bevorzugen das Herumschweifen zu Fuß oder mit dem Rad oder Wagen. Mit Schlafsack, Kochkessel und Angelrute ausgerüstet, durchwandern sie das Land. Und wir wandern mit ihnen.

Immer über das Wasser

Man kann — belegt man kein Flugzeug, und das wollen wir ja nicht — mehrere Strecken benutzen. Alle gehen irgendwo über das Wasser, sei es die Ostsee, der Sund oder die Nordsee. Wir können beispielsweise mit der Fähre von Großenbrode nach Gjedser (dreieinhalb Stunden Fahrzeit, Fahrpreis 10 bis 15 DM; für Kraftwagen bis 1100 kg 19,50 DM); die Fähre verkehrt siebenmal täglich. Oder man kann dreimal wöchentlich im Nahverkehr von Travemünde nach Kopenhagen übersetzen (zwölf bis achtzehn Stunden Fahrzeit, Fahrpreis 20 bis 42 DM; Kraftwagen je 100 kg 4,50 DM). Auf diesen Strecken durchfahren wir einen Teil Dänemarks bis Helsingör und setzen von hier mit einer Fähre im 20-Minuten-Verkehr in 25 Minuten nach Hälsingborg in Schweden über. Man kann auch unmittelbar in Schweden landen, wenn man das Fährschiff von Travemünde nach Trelleborg benutzt (Fahrzeit neun Stunden, Fahrpreis 29,30 DM; für Kraftwagen je 100 kg 4,90 DM). Dann kommen wir im Linksverkehr — die Umstellung ist einfacher als man befürchtet — nach Norwegen.

Das lange Land

Nenne wir einige Zahlen: Von seinem südlichsten Punkt, dem Kap Lindesnes, bis zu seinem nördlichsten Punkt, dem Knioskjel-Odden am Nordkap, besteht eine Entfernung von 1750 km Luftlinie. Seine Gesamtfläche beträgt 324 000 qkm. Nur 4 v. H. sind landwirtschaftlich genutzt, 75 v. H. des Landes sind nicht anbaufähig.

Das Land ist praktisch eine riesige Hochebene, die von Tälern und Fjorden durchschnitten ist. 80 v. H. Norwegens liegt mehr als 150 m über dem Meeresspiegel. Abgesehen von einem schmalen Küstenstreifen liegt das Tiefland im Südosten und am Drontheimsfjord. Zwischen den Fjorden im Westen und dem Talstrich im Osten breitet sich die „Vidda“ aus, eine gewellte Hochebene mit teilweise alpiner Gebirgsflora. Am höchsten liegt die Hardangervidda, die sich über 12 000 qkm erstreckt. Die Berggipfel tragen ewigen Schnee. Der Galdhøpiggen ist mit 2469 m die höchste Erhebung Europas nördlich der Alpen. Er liegt mitten in Jotunheimen, wo insgesamt 26 Gipfel die Zweitausendmeterhöhe überschreiten. Der Jostedalubre am Sognefjord, der 180 km lang ist, ist der größte Gletscher Europas.

20 v. H. Norwegens = 7 Millionen ha sind mit Wald bedeckt, wovon 70 v. H. Nadelwald ist.

Das Charakteristische der Westküste ist die Schärenlandschaft, die von rund 150 000 Klippen und Inseln gebildet ist.

Die Wikinger

wurden sicherlich von ihrem Land bzw. seinen Küsten geformt. Im 9. Jahrhundert vereinte Harald Schönhaar, ein Kleinkönig am Westufer des Oslofjords, die zahllosen unabhängigen Gaue oder Königreiche zu einem einheitlichen Reich. Trotz ständiger Kämpfe hat sich dieses Herrschergeschlecht fast 450 Jahre zu behaupten gewußt. In diese Epoche, der Sagazeit, waren die „Nordmänner“ in der westeuropäischen Welt geachtet und gefürchtet.



Der große Monolith bildet den Mittelpunkt einer der mächtigen Skulpturgruppen von Gustav Vigeland im Frognerpark

Nach Einführung des Christentums um das Jahr 1000 nahmen die Verbindungen der Norweger mit ihrer Umwelt einen friedlichen Charakter an. Damals entwickelte sich der Handel. Kaufleute aus den Ländern der Nordsee kamen nach Norwegen und kauften getrockneten Fisch, Pelzwerk und Holz. In den Küstenstädten Norwegens ließen sich viele Kaufleute der Hanse nieder. Noch heute gibt es beispielsweise in Bergen ein Hansa-Haus mit einer alten deutschen Hausordnung, Straßen mit deutschen Namen.

Aber bleiben wir zunächst bei der Geschichte: Als Harald Schönhaars Geschlecht im Jahre 1319 ausgestorben war, wurde Norwegen mit Schweden vereinigt und kam 1389 an Dänemark; ab 1450 stand es im Abhängigkeitsverhältnis. Während der 364 Jahre dauernden Dänenherrschaft hat sich die Veranlagung des Norwegers, seine persönliche Unabhängigkeit zu betonen, nur gefestigt. Im Jahre 1814 wurde — eine Folge der napoleonischen Kriege — Dänemark zum Verzicht auf Norwegen/Schweden gezwungen. Im Jahre 1905 setzte Norwegen die Aufhebung der schwedisch-norwegischen Union durch.

Jahrhunderte hindurch unter fremder Herrschaft — eben die nationale Freiheit gewonnen — dann von den Deutschen besetzt —, das muß man sich vor Augen halten, will



Lillehammer am 443 m tiefen und 360 qkm großen Mjøsensee

Die Stabkirche von Borgund in Laerdal, Sogn, wahrscheinlich um 1150 erbaut. Man findet solche Stabkirchen in mehreren Orten Süd-Norwegens



man den Freiheitswillen der Norweger und oftmals ihre Haltung den Deutschen gegenüber verstehen. Heute hat das Land rund 3,5 Millionen Einwohner, das sind 10 Einwohner auf 1 qkm Bodenfläche.

Am wichtigsten: Industrie

Hier ist rund ein Drittel der erwerbsfähigen Bevölkerung beschäftigt. Während die große industrielle Entwicklung erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, gibt es Industriezweige, die seit Jahrhunderten im Land heimisch sind, wie z. B. die Holzverarbeitung und die Eisenverhüttung, die bereits im 17. Jahrhundert einen bedeutenden Umfang hatte. Der Steinbruch, der Ziegelsteinbrand und die Glaserzeugung spielten ebenfalls eine Rolle, und eine Tabakbearbeitung gab es schon um 1680. Erst um 1840 entstand die Werkstattindustrie; ihr folgten die Textil-, Konserven- und Holzveredlungsindustrie. Neuerdings gibt es dank der billigen Wasserkraft eine bedeutende elektro-metallurgische und elektro-chemische Industrie, die größtenteils für den Export arbeitet, sowie eine leistungsfähige Aluminiumindustrie. Ein modernes Eisen- und Stahlwerk wurde in Nordnorwegen angelegt; hier wird das Erz auf elektrischem Wege verhüttet.

Und die Fische . . .

Seit Menschengedenken hat die Küstenbevölkerung — und noch heute sind mehr als zwei Drittel aller Norweger Küstenbewohner — vom Fischfang gelebt. Fische und Fischprodukte — Lebertran, Konserven, Öl usw. — sind wichtige Ausfuhrartikel.

Natürliche Anlagen und Tradition machten die Norweger zu Seeleuten. Die norwegische Handelsflotte hatte



Im Mabötal



Bei diesen Steigungen um 1000 m Höhe
lernt man Kurventechnik

Bei Stalheim



Alesundweg bei Andalsnes



SUNNHET-TRYGG HET OG TRIVSEL



UTGITT AV VERN OG VELFERD

Die norwegischen Gewerkschaften im Kampf gegen den Unfall — es geht um Gesundheit und Sicherheit oder um Not und Elend, sagt eine Broschüre

Die norwegischen Gewerkschaften fördern sehr das Vorschlagswesen. Hier das Titelbild einer Broschüre



im letzten Krieg zwar hohe Verluste, doch hatte sie bereits 1949 ihre Vorkriegsgröße mit 4,9 Millionen t wieder erreicht. Sie hat entscheidend mit dazu beigetragen, daß der Lebensstandard des Volkes heute wieder ungefähr die Höhe der Vorkriegszeit erreicht hat. Die derzeitige Flaute auf dem Frachten- und Seefahrtsmarkt bereitet dem Land viel Sorge.

Sie leben gut

Der Norweger lebt gut. Er hat einen hohen Lebensstandard. Deshalb sind die Preise nach unseren Begriffen trotz der „harten“ DM durchaus nicht billig, bei vielen Dingen wenigstens nicht. Und darauf muß man seine Urlaubskasse einrichten.

Der offizielle Umrechnungskurs: 100 Kronen = 58,50 DM. In Oslo bezahlte ich für ein einfaches Doppelzimmer 32 kr, in einem Hotel in Bergen 19 kr, in Høyanger 16,50 kr, in Ardsalsstangen 14,50 kr, in Tørnby 20 kr, in einem Touristenhotel 10 kr.

Das Frühstück besteht normalerweise aus Kaffee, Tee, Milch (literweise), Butter, verschiedenen Arten Brot, verschiedenen Arten Fisch, Fleisch, Wurst, Käse, Eier — so viel und vielerlei man nur essen mag. Der Preis beträgt zwischen 4 und 5 kr. Für ein Diner zahlte ich in Tørnby 6 kr. In Bergen kostete im renommierten „Bristol“: Bouillon mit Ei 2,75 kr, ein kleiner, halber Hummer — die Hummer werden als Devisenbringer ins Ausland verkauft; im Inland sind sie sehr teuer — 15,50 kr, zwei Chateaubriand 29 kr, ein Bier 1,75 kr, ein Schnaps 2,60 kr. In Tørnby zahlte ich für ein Glas Milch 0,70 kr, für eine Flasche Wasser 1 kr, für ein Bier 1,25 kr.

Und der Schnaps!

Schnaps ist Luxus, und Luxus ist teuer. In den meisten norwegischen Lokalen ist Alkohol nicht zu bekommen, in den kleinen Städten und Dörfern überhaupt nicht. Man kann ihn nur in wenigen Städten in den staatlichen Vinmonopols kaufen. Aquavit kostet hier 21 kr, norwegischer Gin 25 kr, englischer Gin 50 kr, Genever 47 bis 61 kr, Whisky 62,50 bis 90 kr, Hennessy oder Martell 94,50 kr. Das ist ein Menge Geld! Und der Deutsche tut gut, sich seinen Bedarf an Alkohol in den Koffer zu stecken.

Das Land ist frei

Es ist frei zum Übernachten, zum Zelten. Nur ganz wenige Weiden fand ich eingezäunt. Man kann sein Zelt aufschlagen, wo immer man will — nur nicht gerade auf einem Blumenbeet. Die grünen Matten, die hohen Wälder, die Täler inmitten schroffer Felsen, die steinigen oder kieseligen Ufer der unvorstellbar sauberen Bäche laden tausendfach ein. Man muß in Norwegen zelten, will man das Land erleben. Bei der dünnen Besiedlung und der Weiträumigkeit des Landes ist die Mitnahme eines Zeltes und Kochgeschirrs zweckmäßig. Und die Mitnahme einer Angel.

Übernachten kann man, will man nicht zelten, an vielen Stellen; es brauchen nicht gerade Hotels zu sein. Und man braucht durchaus kein Norwegisch zu können, um herauszufinden, daß die Schilder „Gjæstgiveri“ dem Gast einen Verzehr geben und daß „Gjæsteheimen“ den Gästen ein nächtliches Heim bietet. „Pensjonat“ verspricht uns einen guten Ferienaufenthalt. Bei „Husrom“ kann man im Hause einen Raum mieten, und „Overnatting“ verschafft uns Gelegenheit zum Übernachten. Bei „Vaerelser utleis“ werden Zimmer „ausgeliehen“, vermietet. „Leirplass“ ist kein Platz, an dem nur Leier gespielt wird; hier ist ein Zeltplatz. Und „Ungdomsherberge“ ist eine Jugendherberge. Norwegisch ist doch so einfach!

Aber die Straßen

Wer gerade erst seinen Führerschein erwarb, darf überall das Gaspedal treten — nur nicht in Norwegen. Schon der Baedeker schreibt:

„Die Straße spielt in Skandinavien infolge des besonders in Norwegen und Finnland dünnen Eisenbahnnetzes eine wichtige Rolle. Das Straßennetz wird von Jahr zu Jahr verdichtet und verbessert. Der Straßenzustand ist im allgemeinen verhältnismäßig gut und erlaubt selbst im höchsten Norden mittlere Durchschnittsgeschwindigkeiten. Staubfreie Decken (Pflaster, Asphalt, z. T. auch Beton) findet man jedoch nur auf den Hauptstrecken im Süden der skandinavischen Halbinsel. Sonst bilden Schotter, Rollkies oder Sand die Oberfläche, die aber durch Planiermaschinen („Straßenkratzer“) und chemische Staubbinde-mittel möglichst glattgehalten wird. Trotzdem empfiehlt es sich bei längeren Fahrten, zwei Ersatzreifen mitzunehmen und auf steinigten Strecken einen angemessenen Abstand von vorausfahrenden Fahrzeugen zu halten, um eine Gefährdung durch Steinschlag zu vermeiden. Bei längerem Regen werden die Straßen ohne feste Decke schnell schmierig und erfordern dann eine besonders vorsichtige Fahrweise. Gewisse Straßenabschnitte im süd-norwegischen Gebirge, in Nordnorwegen, Nordschweden und im nördlichen Finnland sind infolge des langen Winters im Durchschnitt nur von Juni bis Oktober befahrbar.

Der Kraftwagenverkehr ist in Skandinavien nur in den Hauptstädten (besonders in Stockholm und Kopenhagen) so stark wie in der Bundesrepublik Deutschland. Während in Dänemark, Schweden und Finnland im allgemeinen keine überdurchschnittliche Fahrtechnik notwendig ist, erfordern die zum Teil recht schmalen und oft unübersichtlichen Gebirgsstraßen Norwegens eine größere Fahr-kunst sowie ein besonders diszipliniertes Verhalten. Es empfiehlt sich, nach Skandinavien einen Reifendruckprüfer mitzunehmen, da in den nordischen Ländern nach dem englischen Maßsystem gemessen wird.“

Gute Fahrtechnik ist Voraussetzung

In Norwegen sind hauptsächlich die nummerierten Reichs-straßen (norwegisch Riksvei) sowie die ebenfalls nummerier-ten Provinzialstraßen (norwegisch Fylkesvei) wichtig. Feste Decken (meist Kleinpflaster oder Asphalt) findet man nur auf Teilstrecken im Süden des Landes und auf der wichtigen Reichsstraße Nr. 50 bis hinter Drontheim. Im übrigen besteht die Oberfläche aus Schotter, Rollkies und Sand. In den Bergen des südlichen Norwegens und an felsigen Fjordufern sind die Straßen oft schmal, kurven-reich und wenig gesichert. Hier ist eine gute Fahrtechnik die Voraussetzung für ein sicheres und genußreiches Fahren. Völlige Beherrschung des Fahrzeuges, vorschrifts-mäßiges Fahren und größte Vorsicht sind unbedingt er-forderlich. Bergab benutze man denselben Gang, den man auf der betreffenden Strecke zur Bergfahrt benötigen würde. In unübersichtlichen Kurven gebe man Signal und fahre scharf rechts. Bei Begegnungen an schwierigen Stellen hat der Bergauffahrende stets die Vorfahrt. Einige Bergstraßen sind nur im wechselnden Einbahnverkehr be-fahrbar.

Beispielsweise befuhr ich eine Bergstraße, die in jeder dritten Stunde für einen Einbahnverkehr freigegeben wurde. (Es steht kein Polizist an solchen Stellen; man muß auf die Zeichen und Beschriftungen in norwegischer und englischer Sprache achten!) Die Schotterstraße war bei Steigungen von 20 Grad und mehr ungeschützt und etwa 2,20 m breit. Die Gesamtsteigung am Abhang eines einzigen Berges betrug über 1100 m Höhenunterschied.

Zahlreiche Autofähren führen über die Fjorde im Westen und Norden des Landes. Infolge großer Schneefälle im Winter sind zahlreiche Gebirgsstraßen erst ab Juni durch-gehend befahrbar.

Fahrt nicht zu schnell!

In Norwegen wird wie in Deutschland rechts gefahren und links überholt. Der Fußgänger genießt besondere Rechte und hat auf Zebrastreifen die „Vorfahrt“. Man

Im Valldal





Bergen, Blick vom Floyenberg

Am Geirangerfjord



darf auch auf guten übersichtlichen Straßen 70 km/st nicht überschreiten! Die Alkoholbestimmungen sind sehr streng. Eine „Fahne“ genügt!

Was ißt man?

Natürlich kein Wiener Schnitzel. Das kann man daheim haben. Man halte sich an Fischgerichte; Lachs, Forelle, Dorsch verstehen die Norweger bestens zu verarbeiten. Oder man esse Thunfisch, er schmeckt wie Rinderbraten. Vielleicht klappt es mal, Rentierfleisch zu bekommen. Als Nachtisch gibt es oft eingemachte Früchte, mit süßer Sahne übergossen. Nur wenige Wurstsorten entsprechen unserem Geschmack. Man halte sich beim Frühstück — neben den leckeren Fischdelikatessen! — lieber an Schinken und kaltes Fleisch. Besonders verbreitet sind der Ziegenkäse (gjetost) und der myost, ein süßlicher, aus eingekochten Molken bereiteter Käse von brauner Farbe, den man in ganz dünnen Scheiben aufs Brot legen muß. Das übliche Getränk — natürlich nicht am frühen Morgen — ist Bier (öl), das durchweg in kleinen Flaschen abgegeben wird. „Cafés“ sind kleinere Gaststätten, in denen es auch belegte Brote und andere Gerichte gibt. Was der Deutsche unter einem Café versteht, heißt konditori.

Der beste Rat

für eine Urlaubsfahrt durch Norwegen: wenigstens teilweise zelten und selbst abkochen. Das muß man droben erlebt haben. Und: stets einen vollen Wassersack mit sich führen (Wasser heißt norwegisch vann). An den Fjorden ist es ratsam, daß der Zelteingang im Windschatten liegt. Der Norweger ist von Natur aus ruhig und unaufdringlich und hat für Ungeduld wenig Verständnis. Seine Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft werden in aller Welt geschätzt. Das persönliche Eigentum gilt als unantastbar.

Wollen Sie Auskünfte haben, wenden Sie sich an Landslaget for Reiselivet i Norge (Landesverband für Tourismus in Norwegen), Oslo, H. Heyerdalsgate 1 VIII. Kongelig Norsk Automobilklub (K.N.A.; Königlich Norwegischer Automobilclub), Oslo, Parkveien 68.

Norges Automobil-Forbund (N. A. F.; Norwegischer Automobilverband), Oslo, Prinsensgate 7.

Und nun: Glückauf für eine gute Fahrt durch Norwegen!



Die Mittagszeit ist allgemeine Rastzeit

Am Rande des Reviers

Wir fahren durch das Dortmunder Industriegelände und stehen plötzlich vor einer lebendigen Schranke. Eine Schafherde drängt unter einer Unterführung durch und überquert die Straße. Durch diesen Stopp bilden sich auf jeder Seite Autoschlängen. Daß der Mann hinter dem Steuer meist keine Zeit hat, ist bekannt. Durch Hupsignale oder nicht gerade immer höfliche Redensarten gibt er es dem wegsperrenden Hindernis zu verstehen. In diesem Fall hier aber bleibt alles ruhig, fast andächtig stehen und schaut dem Durchmarsch mit großem Interesse zu. Hier und da öffnet sich eine Tür, und mit Fotoapparat bewaffnet klettert jemand heraus, um dieses Idyll inmitten von Schornsteinen und Hochöfen festzuhalten. Auch ich bin dabei und verspüre plötzlich Lust, den Schäfer und seine Herde ein Stück zu begleiten. Daraus wird ein ganzer Tag. Diese Stunden bringen keine erregenden Sensationen, sie geben lediglich einen Einblick in die Ruhe und Besinnlichkeit des Schäferdaseins.

Text und Fotos: Gerda Hansen

Die Weide auf dem Industriegelände



Götz von Berlichingens ritterlicher Gruß

Welches gleiche Kraftwort verwenden 53 Sprachen der Welt? Den Gruß des schwäbischen Ritters Götz von Berlichingen. Goethes erste Fassung „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ aus dem Jahr 1771 des berühmten Götzdramas legte den kernigen Spruch dem historischen Ritter Götz v. Berlichingen-Rossach in den Mund und knüpfte das Wort endgültig an eine bestimmte Persönlichkeit — die beiden späteren Überarbeitungen des Schauspiels setzen an Stelle des Wortes vielsagende Pünktchen —, obwohl der Ritter Götz ihn vielleicht nicht einmal gebraucht hat. Er war ein rauhebeiniger und kampf-lustiger Bursche, wurde um das Jahr 1480 in Jagsthausen geboren (genau wissen wir das Datum nicht), nahm an zahlreichen Kriegszügen teil, verlor 1504 in einer Schlacht seine rechte Hand und ersetzte sie durch eine eiserne Prothese. 1562 starb er auf seiner Burg Hornberg. Nachkommen seines Geschlechts von Berlichingen-Rossach aber leben noch heute und genießen den Ruhm, den sie dem herzhaften Ausspruch ihres Ahnen in Goethes Drama verdanken.

In einer einzigen Fassung kennen den „schwäbischen Gruß“ heute 17 europäische Sprachen (das Albanische, Bulgarische, Dänische, Englische, Finnische, Holländische, Italienische, Jiddische, Lettische, Litauische, Polnische, Portugiesische, Rumänische, Schwedische, Serbokroatische, Spanische und Ungarische), zwei afrikanische Sprachen (das Koptische und das Suaheli), 16 asiatische, ferner das heute von einem Volke nicht mehr gesprochene Lateinische und antike Griechische.

In zwei unterschiedlichen Formulierungen entbietet man sich „Götz“ im Armenischen, Chinesischen, Griechischen, Japanischen, Javanischen, Norwegischen, Rätoromanischen, Russischen, Schweizerdeutschen und im Tschechischen. Und die Erfinder der künstlichen Sprache Esperanto wollten hinter solchen Leistungen nicht zurückstehen, da ihre Sprache drei Wortlaute ermöglicht. Drei verschiedene innige Möglichkeiten aber unterscheiden auch der Este, Franzose und der Ire, vier dagegen immerhin das Englisch der Amerikaner.

Den absoluten Rekord

allerdings mit etwa einem Dutzend hält Deutschland inne. Die kaum gezählten Schauspiele, die die Dichter der „Sturm- und Drangzeit“ vor 160–170 Jahren auf Goethes „Götz“ hin schufen, erproben innerhalb zweier Jahrzehnte alle Gelegenheiten, die eine Anwendung zulässt, und alle Variationen. Mozart schrieb einen wenig bekannten Kanon, der den Text des Kraftspruches musikalisch ausmalt. Die Kölner Mundart von heute variiert das Kraftwort auf achterlei Weise (die acht verschiedenen Abwandlungen sind allerdings auch zu einem guten Teil in anderen Landschaften üblich, so daß der verehrte Leser es sicher verzeiht, wenn sie hier nicht der Reihe nach erklingen). Der deutsche Landser der beiden Weltkriege trug Goethes „Götz“ gelegentlich als das einzige „literarische Bildungsgut“ durch vieler Herren Länder, während die Beliebtheit bei der Bundeswehr noch nicht „erforscht“ wurde. Uralte, wenig zartfühlende Abwehrbräuche („apotropäische Bräuche“, wie die Wissenschaftler sagen) liegen dem schwäbischen Gruß zugrunde, so daß der ritterliche Gruß des Götz eigentlich nur der sprachliche Ausdruck einer früher weitverbreiteten Sitte zu sein scheint. Man zeigte die (mit Verlaub) nackte Kehrseite Hexen, Geistern, Teufeln und Menschen mit dem „bösen Blick“, um sie zu erschrecken und zu verschrecken (und manches für uns drollige Männchen, das achtern mehr oder weniger dezent die Hose fallen läßt, am Zierat alter Häuser bedeutete, man wollte sich so alle Unbilden vom Leibe halten). Die Einwohner Afrikas verwenden die Geste gegen drohende Unwetter und Stürme.

Wen sollte es da noch wundern,

daß der „schwäbische Gruß“ die Welt eroberte und daß er bei uns beredter Ausdruck des Unwillens und der Ableh-

nung wurde. Sobald ein Zeitgenosse das Gespräch schnell und nachdrücklich abbrechen möchte, dient Götz als erprobter Schluß. Bei inniger Abneigung enthüllt er stürmische Gefühle. Er formuliert Gleichgültigkeit und Desinteresse (bei der früheren deutschen Wehrmacht in diesem Sinne schlicht mit „Jawoll!“ abgekürzt). Ja, er erscheint auf Grund solcher „praktischen“ Vielseitigkeit dem einfachen Gemüte fast unentbehrlich. Darüber hinaus aber eroberte er sich auch tiefere Schichten der Seele. Der Bewohner Schwabens soll ihn benutzen, wenn er nach langen Jahren eine geliebte Person plötzlich wiedersieht. Der kräftige Spruch des Ritters Götz befreit die Seele von allem Druck, sobald tiefes Erstaunen oder jähe Überraschung sie überfällt. Bei aller dieser Vielseitigkeit jedoch hat er sich den Salon nicht erobern können, ja sogar Erika Pappritz erwähnt ihn in ihrem berühmten Anstandsbuch nicht und zählt ihn somit offensichtlich nicht zum guten Ton. Im Gegenteil: Er wurde sogar häufiger der Gegenstand von Beleidigungsprozessen, obgleich die Rechtsprechung feststellte, daß die bekannte Aufforderung keinem zu nahetritt, weil ihr niemand ernstlich folgt. Trotzdem soll man sie insbesondere nicht an Vorgesetzte, Finanzbeamte, Polizei oder hohe Behörden richten.

Ein einziger solcher Prozeß aber wurde folgenreich, und wenn man will, sogar recht erfolgreich. Der Kronenwirt der westfälischen Stadt Oelde hatte 1953 einem Polizeibeamten

Götz zum Gruß

entboten, der Beamte den Wirt wegen Beleidigung verklagt. So kam es zum Prozeß vor dem Schöffengericht, der das größte Interesse der Öffentlichkeit fand. Ein Nachkomme des historischen Ritters, und zwar Baron Wolf-Götz von Berlichingen zu Jagsthausen, hatte der beklagten Partei und dem Strafverteidiger ein umfangreiches Gutachten als Entlastung zur Verfügung gestellt. Zweieinhalb Stunden dauerte die zunächst erbitterte Verhandlung, ehe die Polizeibehörde ihren Strafantrag zurückzog und das Gericht das Verfahren niederschlug (ein weiser Beschluß). Überreiches Tatsachenmaterial aus dem Leben des Ritters Götz und zum Gebrauch des besagten Spruches war damit zusammengetragen und reizte Oelder Bürger, einen Verein zur Erforschung der Anwendung des Zitates und zur Bekämpfung des tierischen Ernstes, der auch allein die Aufforderung tragisch nimmt und den Rechtsweg beschreitet, zu gründen. LEMIA (muß man die Abkürzung noch erklären?) heißt der Verein sinnigerweise. Er besitzt heute ein beachtliches Archiv mit zahlreichen Berichten, Zeitungsausschnitten, Fotos über die Darstellung des Kraftwortes in der Kunst und Büchern zum Thema. Er veranstaltet auf der Götzenburg bei Jagsthausen regelmäßig vergnügliche Tagungen. Er veröffentlicht humorvolle Bücher, darunter einen „Götz Sprachführer. Das berühmte Zitat des Weiland Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand in den Zungen anderer Völker“. Jeder, der zu weiteren Forschungsergebnissen beiträgt, kann Mitglied werden, da der Verein keinerlei Mitgliedsbeiträge erhebt. Ehrenmitglieder und Mitglieder leben bereits in aller Welt; wie der Vorsitz des Vereins, Oberrichter a. D. J. Frenken, Oelde (Westfalen), Bahnhofstraße 23, der Öffentlichkeit versichert, gehören der Organisation namhafte Künstler und Wissenschaftler, ja sogar der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Bundesminister und Länderminister an. Götz von Berlichingen Ihnen allen, aber nur als Ausdruck überraschten und freudigen Erstaunens zu so viel Anteilnahme, zum Gruß!

Neben solchem humorvollen Treiben aber gibt es auch ernste Beschäftigung mit Götz von Berlichingen. Das Institut für deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Ostberlin arbeitet zur Zeit an einem Wörterbuch zu den Götzdramen Goethes, das seinen kulturgeschichtlichen hochinteressanten Wortschatz Wort für Wort in alphabetischer Reihenfolge erklärt. Auf einige Abschnitte des Lexikons innerhalb des Buchstaben „A“ darf man mit Recht gespannt sein.

Das Rätsel

Lösungen aus dem Maiheft

Lösung des Kreuzworträtsels

Waagrecht: 1. Suelze, 4. Gelenk, 8. Mai, 10. nie, 12. Annette, 16. elf, 18. Niere, 19. Tau, 20. Baal, 22. Era, 23. Terz, 24. Laut, 26. Narr, 28. Flur, 29. Bart, 31. Anis, 33. Loki, 35. Erde, 37. Ase, 39. Test, 41. Moa, 42. Puter, 44. Rom, 45. Kamerad, 47. Tag, 48. Tee, 49. Lehrer, 50. Hering.

Senkrecht: 1. Strebe, 2. Laa, 3. Zinn, 5. Ente, 6. Lie, 7. Kapuze, 9. Meer, 11. Ala, 13. Niet, 14. Tran, 15. rar, 17. Fallada, 19. Terrier, 21. Laune, 23. Trakt, 25. Uri, 27. Abo, 30. Semmel, 32. Saum, 33. Leer, 34. Atmung, 36. Rot, 38. Steg, 40. Sog, 42. Page, 43. Rate, 45. Kar, 46. der.

Lösung des Silbenrätsels

1. Diogenes, 2. Amethyst, 3. Stanislaus, 4. Gelegenheit, 5. Unterhose, 6. Transport, 7. Einfluss, 8. Deutschland, 9. Indiana, 10. Eiweiss, 11. Sonderlob, 12. Ebro, 13. Reneklode, 14. Sendeschluss, 15. Anemone, 16. Teltow, 17. Zebra, 18. Samos, 19. Tellheim, 20. Europa, 21. Hermelin, 22. Tarantel, 23. Fallada, 24. Eidechse, 25. Sokrates, 26. Taunus, 27. Insekt.

„Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Boese, was man laesst.“

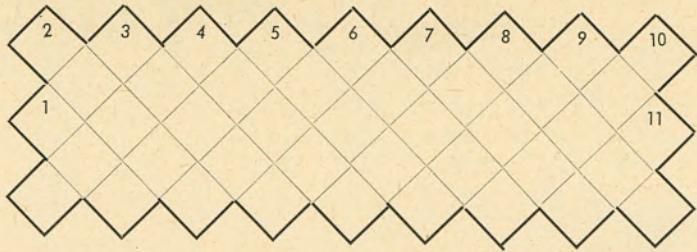
Magisches Quadrat

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Die Buchstaben a — a — a — a — a — a — a — e — e — e — g — g — h — k — k — m — m — n — n — n — r — r — r — r — z — sind so in die Figur einzutragen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter nachfolgender Bedeutung entstehen:

1. Hauptstadt Kroatiens, 2. jüngster Staat Afrikas, 3. Teil der Kletterpflanze, 4. Schiffszubehör, 5. Monatsname.

Diagonalrätsel



Von der Zahl nach rechts unten:

1. japanische Münzeinheit, 2. griechischer Gott der Unterwelt, 3. Fluß in Portugal, 4. Musikinstrument, 5. als Besatz dienendes Band, 6. feines Gebäck, 7. kleiner Fahrzeugschaden, 8. scharfe Ecke, 9. starkes Seil.

Von der Zahl nach links unten:

3. bestimmter Artikel, 4. Wollgewebe, Mantelstoff, 5. ein Bauwerk errichten, 6. Stadt in Mittelfrankreich, 7. Postgebühr, 8. ein Stück festes Schreibpapier, 9. Verwandte, 10. Nadelbaum, 11. weiblicher Vorname.

Silbenrätsel

Aus den Silben auf — ba — bam — baum — ber — bes — bie — biet — brand — cha — chel — co — dar — di — di — dorf — dues — e — ed — ein — em — en — er — er — flei — ge — ge — ger — gier — glueck — ha — hu — huns — i — in — in — in — in — ker — ler — ling — ma — mam — men — mor — mund — nas — ne — ne — neu — on — pi — ran — rat — re — rho — ri — rie — ro — ro — ruhr — rueck — satz — scher — schrift — se — se — sel — ser — si — spe — spei — stel — ta — teil — ter — to — tri — tung — un — va — ver — wein — sind Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und vierten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ergeben ein Zitat aus Goethes „Faust“.

1. ägyptischer Staatsmann
2. Unheil, Pech
3. einer der Führer der Französischen Revolution
4. Festvortrag, Aufführung
5. Maikäferlarve
6. Fluß durch die Schweiz und Frankreich
7. berühmter ital. Opernkomponist
8. Welthilfssprache
9. deutsches Industrieviertel

10. Unkrautpflanze
11. feindlicher Einfall
12. Schweizer Käsesorte
13. verbreitete, nicht immer angenehme menschliche Eigenschaft
14. an einem Unternehmen Beteiligter

15. Verdauungsflüssigkeit
16. angebrachte Schrift
17. Stadt und Provinz in Bolivien
18. Südwestteil des Rheinischen Schiefergebirges
19. Beruf
20. weiblicher Vorname
21. Gebäudevorsprung
22. Hinterlist, Ränkespiel
23. Scherz, gute Laune
24. Boot aus ausgehöhltem Stamm
25. Zeitungsanzeige
26. Suppenschüssel
27. Kognak
28. türkischer Priester
29. männlicher Vorname
30. westdeutsche Großstadt
31. Schulaufgabe

Verwandlungsrätsel

E I F E L

- altes Musikinstrument
- inneres Organ
- deutscher Fluß

R H O E N

Wie kommt man am schnellsten aus der EIFEL in die RHOEN? Schüttelt man die Buchstaben des jeweiligen Vorwortes und wechselt dabei einen Buchstaben aus, so findet man die erforderlichen Zwischenwörter in der angegebenen Bedeutung.

Der Hüttenkieber

Wer im Vorfrühling spazieren-
ging, der sagte: „Sieh doch nur,
öffnen wollen sich die Knospen —
weit voran ist die Natur!“
Als der Frühling dann gekommen
aber, sah es anders aus:
Weit und breit nur Schneegestöber!
Man verkroch sich warm im Haus.
Weil die Knospen sich nicht regten
(ach, um Ostern war es schad!),
ließ von der Natur sich sagen,
daß sie „auf der Stelle trat...“
Nicht lang drauf die Schrebergärtner
sahn mit vorwurfsvollem Blick
zum atomverseuchten Himmel:
„Die Natur ist weit zurück!“
Wer fragt denn nach Frühkartoffeln,
50 Pfennige das Pfund?,
steckt Salat aus altem Kappes
sich noch gerne in den Mund?
Wenn die Vitamine fehlen,
bleibt der Geist nicht gut in Form;
unsre Zeit, so reich an Knüllern:
strapaziert ihn ja enorm:
Kann z. B. man verkraften,
daß im Monat Mai fürwahr
kein Maiglöckchen in Groß-Dortmund
und drumrum zu finden war?
Sie blühten im November,
sie dufteten im Schnee...
Was zu weit vorgetrieben,
kriegt zeitig nicht den Dreh.
„Komm her, mach Meisterstücke“,
sagt man zum Lehrling nicht,
dem's an der nötigen Reife,
am Können auch gebricht.

Hier die Moral: 's ist alles gut,
wenn man's im rechten Rhythmus tut.

Nehmt die Reihenuntersuchung:
Einmal fällt sie an im Jahr,
seit das teure Röntgengeräte
vor zehn Jahr'n erworben war.
Anerkennend ist zu loben
dabei die Organisation:
Kommen, die Kartei passieren,
ausziehen — klick! — getan ist's schon.
Werksarzt bei den vielen Platten
guckt das Aug' sich müd' und wund...
Wie beruhigend, zu wissen:
Hörste nix, biste gesund!
Die Gesundheit zu erhalten,
trat vergnügt schon mancher Mann
bei „Veranstaltung, Erholung“
seinen Jahresurlaub an.
Früher war man oft der Meinung,
daß der Lenz nicht recht die Frist
fürs Verreisen in die Ferne
(weil's noch kühl) gewesen ist.

Doch seit in verkehrtem Rhythmus
sich so hinquält jedes Jahr,
sagt man sich: „Egal, wo's regnet,
pack den Plattmann ein — ich fahr'!“
Einer, der gar nichts erwartet,
wird enttäuscht nur angenehm
dadurch schon, daß er im Werksbus
fröhlich reist, direkt, bequem.

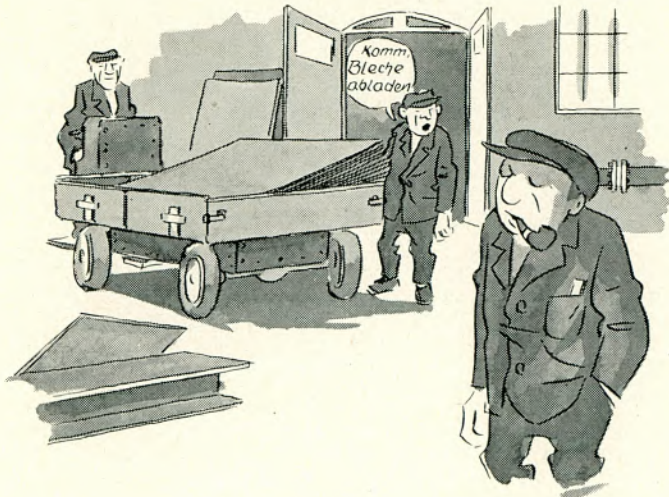
Nach der ersten Pulle Bier
singt er: „So gefällt es mir!“

Früher fuhren reiche Leute
in den Frühling — nach Meran.
An der Mosel ziehn die Bäume
für uns weiße Kleider an.
Wie sympathisch ist die Kirsche!
Kirschenaugen, Kirschenmund...
Und, sind sie hier reif, sie kosten
25 Pfennig das Pfund!
Und wie trostvoll: An der Mosel,
seht, man baut, man macht den Wein.
Wenn es regnet, dein Pensionswirt
lädt zur Kellerprobe ein...
Recht betrachtet, ist der Urlaub
jederzeit ein wahrer Trost.
Schließlich wächst in jeder Gegend,
was uns wohl bekommt — na, Prost!
Bringst vom Urlaub schöne Fotos,
die du selbst geknipst, nach Haus,
wart nur, nächstes Jahr im Festsaal,
Fotofreund, stellst du sie aus.
Was wir dieses Jahr da sahen,
teils in Bunt, teils in Schwarzweiß,
zeugte von viel ernstem Mühen,
kühnem Wagen, saurem Schweiß.
Wenn man auch das Wettbewerben
nicht nur treibt um den Gewinn —
gibt's ein Buch dabei zu erben,
nimmt man's mit Vergnügen hin.
Glücklich ist der, den sein Hobby
gegen Langeweile feilt!
Was er da erstellt, das leiht ihm
Schwung auch für die Arbeitszeit.
Wer ein Hobby hat, tritt montags
an zur Arbeit doppelt wach.
Leichter läßt sich so vermeiden
Unfall auch und Ungemach.
Freund, hast du ein seltnes Hobby,
gib's der Redaktion bekannt.
Schon in Wort und Bild geschildert,
mancher Hobby-ist sich fand.
Und viel größer wird die Freude,
wenn man sie mit manchem teilt,
der auch selber weiß, daß Schöpferfreude
Seelenschmerzen heilt.

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.

LAPPES

AUSM MARTINWERK



RED'NICH
LASS GEHN



HOL DIR N' PAAR HANDLEDER, DIE BLECHE
SIND SCHARFKANTIG



Solange der
hier ist wird
der Heildienst
nicht arbeits-
los



ES SPART SICH MÜHE UND VIEL KRAFT
WER MIT GUTEM WERKZEUG SCHAFFT,
JEDOCH WER DENKT MIR IST DAS SCHNUPPE
VERDIENST DAS SALZ NICHT IN DER SUPPE

GENAU WIE HAMMER, MEISSEL, SÄGE,
BEDÜRFTEN HÄNDE AUCH DER PFLEGE,
DIE UNFALLZIFERN SPRECHEN BANDE,
DAS BESTE WERKZEUG SIND DIE HÄNDE

Ich fordere —

Ich bin —

Ich —

Ich —

Ich —



**ERST *beweise* DEIN KÖNNEN —
DIE ANERKENNUNG FOLGT!**